Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur

Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte

Band: 19 (1939-1940)

Heft: 4-5

Buchbesprechung: Bücher Rundschau

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 21.11.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

es wäre ein Verdienst gewesen, mehr von ihm zu zeigen. Albert v. Keller, der zeitlich und thematisch mit seinen besten Bilbern Schider verwandt ist, fehlt; beide wären neben Durand zu hängen gewesen.

Stauffer - Bern ist vor allem berühmt durch sein romantisches Ende, und dann durch seine meisterlichen Porträt-Stiche und -Radierungen. Seine geheimnislos-deutlich gemalten Porträts sind von frostiger Vollkommenheit.

Der frühe Hobler, ber die Schule von Barthélémh Menn noch erkennen läßt, wäre der gegebene Abschluß dieser Schau gewesen; mit dem hellfarbigen, großformatigen Hobler beginnt die Zeit, die wir heute noch als "Gegenwart" empfindent Darum schließen wir hier unseren Aberblick — warum im Kunsthaus noch einige weitere Maler — Verstorbene und Lebende — in diese erste, statt in die zweite Ausstellung eingereiht sind, ist unverständlich. Doch ist hier nicht der Ort, zu fragen, was anders sein könnte, sondern wir schließen mit der dankbaren Feststellung, daß diese Ausstellung troß manchen unvermeidlichen und einigen vielleicht vermeiblichen Lücken und Einseitigkeiten im Ganzen ein überraschend eindrucksvolles Bild unseres nationalen Kunstbesitzes und Kunstschaffens vermittelt.

Peter Mener.

Bücher Kundschau

Streiflichter durch Europa.

R. B. Seton=Batson. Britain and the Dictators. A Survey of Post=Bar British Policy. Cambridge University Preß 1938.

Als ein Aristofrat unter ber Menge ber Publifationen über die Geschichte

ber Nachkriegszeit darf dies Buch gewertet werden.

Der Verfasser bezeichnet es als Fortsetzung seiner im gleichen Verlag erschienenen Studie "Britain in Europe", welche die britische Außenpolitik von 1789 bis 1914 untersuchte. Er will nicht eine lückenlose übersicht der britischen Außenpolitik sein Weltkriege, erst recht nicht der europäischen Geschichte dieser Periode geben. Er bemüht sich lediglich, wie seine Einleitung es formuliert, die wesentlichen Probleme darzulegen, die gegenwärtige Lage der britischen Beziehungen zu den wichtigsten Ländern Europas und namentlich mit Deutschland zu erklären, die den Zeitgenossen gestellten Alternativen zu prüsen. Im Bewußtsein der historischen Tatsache, daß die ganze Außenpolitik aller Regierungen von Canning die Baldwin auf einer informierten öffentlichen Meinung beruhte, möchte er zur öffentlichen Abklärung aktueller Probleme beitragen.

Das Schwergewicht ber Darstellung liegt auf ben brei materiell inhaltsreichen Kapiteln VI bis VIII über Großbritannien und die Diktatoren Außlands, Italiens und Deutschlands, welche fast die Sälfte bes Buches beanspruchen, und beren Schlufnahmen zunächst betrachtet werden wollen. Die im Fluß befindliche, unübersichtliche Lage in Sowjetrugland scheint Seton-Watson gegen eine britisch-ruffische Allianz zu sprechen. Bei aller Berabscheuung der innenpolitischen Methoden Moskaus will er jedoch nicht an der Tatsache vorbeisehen, daß sich die Interessen der zwei Länder zur Zeit mehr als je parallel laufen. Hinter Mussolini sieht er — was er viel weniger bei Stalin heraushebt — Machiavelli. "Mit Rußland unter Stalin brauchen unsere Interessen nicht zusammenzustoßen; mit Deutschland unter Sitler ift ein Kompromiß schwer, aber keineswegs unmöglich; mit Italien unter Mussolini tann es nichts befferes als bewaffnete Neutvalität und immerwährende Bachfamfeit geben . . . " (p. 189/190). Hitler wird nach ber Meinung Seton-Watson's bie wiederholt erprobte Bluffpolitik bis zu dem Bunkt fortseten, da die andern Mächte nicht mehr nachgeben durfen. "Dann wird fein Bluff auf die Probe gestellt; plöglich und unwiderruflich tonnte der Rrieg über uns hereinbrechen". Großbritannien muß daher ganz klar herausstellen, "daß es Dinge gibt, welche es nicht dulden will, besonders einen Bersuch zur gewaltsamen Anderung der Karte Europas" (p. 302/303):

Das tieswurzelnde Mißtrauen des englischen Historikers tritt im letten Drittel seiner Studie, in den Kapiteln über die abessinische Kriss und den spanischen Krieg, noch ausgesprochener als vorher zutage. Die eine Hauptursache des Versagens kollektiver Friedenssicherungen sieht er in dem Umstand, daß Frankreich und Große britannien mit ihrer Außenpolitik nach verschiedenen Richtungen operierten. Aberedies wußte der Duce sehr wohl, "daß Großbritanniens militärische und maritime Lage höchst unbefriedigend war, daß der Luftschutz von Malta sown Toulon und Bizerta mindestens gänzlich veraltet war, und daß die britische Resgierung es sür nötig befunden hatte, ihre Mittelmeerslotte nach Alexandrien zu verlegen..." (p. 361/362). Vor allem aber äußert SetoneWatson die überzeugung, es sei nicht wahr, daß die Wirtschaftssanktionen des Völkerbundes versagt haben. "Es war die Willenskraft, sie in wirklicher und empfindlicher Weise durchzusezen, welche versagte" (p. 366). Hochzuschäftsniktionen des Völkerbundes Versagt haben. Frieg und die Interventionsfrage. Bei der Niedersschrift des Buches glaubte der Versassen ist die absolut strenge Objektivität des Kapitels über den spanischen Krieg und die Interventionsfrage. Bei der Niedersschrift des Buches glaubte der Versassen an die Möglichkeit einer Versöhnung der Bürgerkriegsparteien und an eine Emanzipation Spaniens von den Achsen mächten.

Der rote Faden, der sich durch das ganze Buch zieht, besteht in der Untersuchung der Frage, ob Großbritannien sich in die Festlandspolitik einmischen oder ihr fernbleiben folle. Daber gibt Seton-Batfon in ben erften funf Rapiteln eine Abersicht über die Bechsel zwischen britischer Selbstisolierung und Kontinentalintervention vom achtzehnten Sahrhundert bis nach dem Beltkrieg. Anderseits schließt er sein Buch mit dem überzeugten Bekenntnis zur aktiven Mitgestaltung der europäischen Schicksale. Wiederholt weist er den Gedanken zurück, daß die politische Ideologie für die internationalen Beziehungen maßgebend sein solle. Was speziell Großbritannien und Frankreich sest zusammenschmiedet, ist vor allem die rein mathematische Rechnung, daß sie, selbst vereint, bei einem künstigen Krieg sich in einer weit weniger günstigen strategischen Lage befänden als im Weltkrieg, und daß mithin jedes für sich allein verloren wäre. Gegenüber der Tätigkeit der Komintern empsiehlt der Versasselsungen Franke Bewicht auf die Tatsache, daß im heutigen Europa Mostau an der Stärke Frankreichs und Großbritanniens ein offensichtliches Interesse habe (p. 408/409). Im heutigen Europa — die britisch-russischen Interessenschen in Oftasien gelan-gen hier nicht zur Berudsichtigung, mas ben für uns schwer begreiflichen Optimismus Seton-Watson's erklärt. Abersehen wird er diesen Revers der bolichewistischen Debaille faum. Italien allein betrachtet er nicht als eine große Gefahr für die Westmächte; die CAUX der ganzen europäischen Situation sei das deutsche Problem. Daher untersucht der Verfasser die Möglichkeiten einer britisch-deutschen Berftanbigung. Unerläßliche Boraussetzung ist ihm, daß sich Deutschland an der kollektiven Friedenssicherung wieder beteiligt, und daß Frankreich in die Bereinbarung mit einbezogen wird. Gewisse, für Deutschland anstößige Dinge wie die Verbin-dung des Bölkerbundspaktes mit dem Versailser Friedensvertrag müßten beseitigt werden. In der Kolonialfrage erwägt Seton-Watson in aller Sachlichkeit das Für und Wider von Fall zu Fall, ohne ein bestimmtes Programm zu formulieren.

Er schloß seine Arbeit am 17. Februar 1938 ab. Wenige Wochen später erfolgte ber Anschluß Ofterreichs. Seton-Watson änderte nichts mehr an seiner Darstellung; aber im "Hetereichischen Epilog" gibt er seiner Enttäuschung deutlich Außebruck. Er sieht die Gesahr sür die Tschechoslowakei vorauß; die Lage der Sudetenbeutschen erscheint ihm noch in günstigerem Licht als später Lord Kunciman. Ein kräftiges Bekenntnis zur kollektiven Friedenssicherung durch den Völkerbund—einen zu reorganisierenden Völkerbund mit einwandsrei universaler Einstellung—ichließt er. "Wenn die Staatsmänner unseres Zeitalters nicht den Mut zum christlichen Glauben ausbringen, und wenn sie nicht den direkten Zusammenhang zwischen den Jrrtümern der Außenpolitik und der Mißachtung sittlicher Werte in der Vergangenheit ausbringen, kann ihr Versagen unsere ganze Welt in die Verderbnis mitzreißen" (p. 446).

Dieser Sat klingt im Leser nach, nachdem er das Buch auf die Seite gelegt hat. Es ist polemisch gehalten, wie der Berfasser selbst bekennt. Diese Polemik ist nicht ohne Einseitigkeiten. Werte werden anders eingeschätzt, als wir sie gewertet wissen möchten. Die große Unbekannte Sowjetrußland gelangt positiver in die

Mechnung, als wir für zuträglich halten. Das ist Sache des Standpunktes, der Ersfahrung, des Temperamentes, des — Glaubens. Aber alle diese Polemik weicht kaum je von der streng vornehmen Weise des Gentleman ab. Deshalb nannten wir das Buch Seton-Watson's einen Aristokraten unter der politischen und historischen Nachkriegsliteratur.

Möge sich die Gegenseite zu gleich vornehmer Betrachtungsweise durchringen;

sie wird badurch dem Frieden einen gleich wesentlichen Dienst erweisen.

Otto Beiß.

Otto Schempp: Der neutrale Besten: Schweiz, Luxemburg, Belgien und Holland. Bilhelm Goldmann, Leipzig 1939.

Einer der handlichen kleinen Bände aus der Sammlung "Weltgeschehen". Sin übersichtskärtchen des deutsch-französischen Kandgürtels zwischen Friesland und dem Luganer See ist beigegeben, der sachliche Ton und klare Gang der Darstellung tut wohl. Frgend eine Parteitendenz ist nicht zu erkennen und, soviel ich sehe, sind Tatsachen zuverlässig und mit ungetrübter Wahrhaftigkeit wiedergegeben. Es handelt sich um eine Darstellung des gegenwärtigen politischen Zustandes der im Titel genannten Länder. Die Sprach- und Kulturzustände, die zugrunde liegen, sind kaum berührt, die Vorgeschichte der heutigen Lage nur sehr knapp dargelegt. Man könnte das namentlich für die Geschichte Luxemburgs bedauern. Die Tatsache, daß das Großherzogtum nichts anderes ist als ein deutscher Bundes-staat, der durch eine Art Zusall vom Ganzen abgebröckelt ist, sindet hier so wenig wie in andern Werken die gebührende Berücksichtigung.

Unser Land wird mit sichtbarem Wohlwollen behandelt, seine Wehrbereitschaft sindet die größte Anerkennung. Wir können zusrieden sein, in diesen schwierigen Zeitläusen, wo man zwar nicht unserm Staat, aber der Presse den Vorwurf unstreundlichen und sogar unneutralen Verhaltens schon mehr als einmal gemacht hat,

immer wieder so verständig beurteilt zu werden.

Schempps Buch liest sich angenehm und wird auch demjenigen als Repetitorium nicht unwillkommen sein, der die Verhältnisse in den westlichen Kleinstaaten zu kennen glaubt.

hans F. Zed: Die flämische Frage. Ein germanisches Bolt tampft um sein Lebens= recht. Leipzig, Wilhelm Goldmanns Berlag. 1938.

Eine gute, klare und nicht umfangreiche Einführung in die flämische Frage, über die man bei uns jo erstaunlich wenig hört, und die doch eines Tages von erschreckender Wichtigkeit werden kann für uns alle. In dem oftmitteleuropäischen Durcheinander, das nach der Aufteilung des 1918 geschaffenen angeblich tschechischen National-, in Wirklichkeit Nationalitätenstaates entstanden ist, hat die deutsche Reichsregierung mehrmals erklärt, daß für sie der "ethnische" Grundsat maßgebend sei. Gemeint ist offenbar das, was Frankreich und Italien einstmals das Nationalitätenprinzip nannten und zuerst für die staatenbildende Kraft erklärten, dann aber nicht mehr recht brauchen konnten, als Deutschland es auf das Elsaß anwandte und Italien die Sprachgrenzen in den Alpen überschritt. Wir taten gut baran, wir Schweizer, genau zu verfolgen, wie solche Begriffe in unserer Nachbarschaft gehandhabt werden, und überall zuzusehen, wo politische Vorgänge sich um Sprachgrenzen drehen, damit wir nicht wieder in solche heillose Panit und Verwirrung geraten, wie wir sie im Jahr 1938 zweimal durchgemacht haben. Da ist nun Belgien. Es liegt nicht so weit entsernt, daß es uns erst zu interessieren brauchte, wenn dort etwas Aufregendes geschieht, und es gehört zu demselben Erbe Lothars, zu bem auch die Schweiz gehört, und um das die Brüder in Oft und West, Ludwig und Rarl feit taufend Jahren unzählige Male sich in den haaren gelegen haben. Aber wie vielleicht nicht einmal jede bessere schweizerische Redaktionsstube einen Mam hat, der die Bedeutung des Beiwortes "ethnisch" kennt, so haben diese selben Redaktionen vor unfrer Offentlichkeit auch noch kaum von dem gesprochen, was feit 50 Jahren zwischen Flamen und Wallonen vorgeht. Niemand will mir z. B. glauben, daß verbreitete flämische Zeitungen in Brüssel und Antwerpen Sätze drucken wie biese: "Belgien ist mit nichten unser Baterland, Belgien muß vernichtet werben, Belgien ist bestenfalls unsere Stiefmutter" — und doch habe ich sie mit eigenen Augen gelesen.

Das Buch von Zed fonnte da zur Aufflärung bienen. Es eignet sich bazu vor allem auch seines gemäßigten Tones und feiner fachlichen Saltung wegen, benn es fturgt fich nicht auf die eben ermähnten Rampfblatter, berichtet taum über Gingelheiten des so hestigen Sprachenstreites und gibt dafür viele amtliche Zahlen, auch Kartenstizzen. Es ist bemerkenswert, daß das der Angelegenheit entgegengebrachte Interesse heute nicht mehr bem allbeutschen Gebankenkreis anzugehören scheint. Schon das Titelblatt deutet darauf hin. Vor dem Weltkrieg hätte folch ein Buch vom Rampf nicht eines "germanischen Bolfes", sondern eines "niederdeutschen Stammes" um fein Lebensrecht gesprochen. Der Berfaffer berrat nirgends etwas von einem außenpolitischen deutschen Interesse, sondern deutet mehrfach auf die großniederländische Lösung als auf das vermutlich Kommende hin, und damit setzt er uns wenigstens nicht auf ein Pulverfaß. Hat da einsach die Wendung der deutschen Ausdehnungspolitit nach dem Often bin den Beften entlaftet, hat der enttäuschende Ausgang der alldeutschen Higgenstelltriegsjahre ernüchternd gewirkt, oder hat man endlich aus der Landkarte ersehen, daß Flandern durch Holland auf der einen, durch Welschelgien auf der andern Seite vom Deutschen Reich geschieden ist, — wie dem sei, Hand Bücklein behandelt die Dinge aus erfreuslichem Abstand. Anderseits scheint freilich der Blick auch wieder etwas getrübt durch bie - fagen wir: burch bie Suggestionen parteiamtlicher Natur, benen fich nachgerade im Reich nur wenige Beifter noch zu entziehen bermögen.

Den wirtschaftlichen Dingen ift mehr Aufmerksamkeit gewibmet als ben geschichtlichen Borgangen; man tann bas bebauern, aber ber Standpunkt hat feine Berechtigung. Wie start die Bewegung der Flamen schon vor und gerade unmittelbar bis zu bem Weltkrieg geworden war, wird jedoch bei Zeck nicht beutlich genug erkennbar; es sieht gar zu sehr aus, als hätte in der Hauptsache der Krieg den flämischen Volkstumskampf hervorgebracht. Auch das Hindernis für die großniederländische Lösung, nämlich die ablehnende Haltung der Hollander und ihre Ursachen, wird uns nicht deutlich genug gezeigt. Dagegen ist die Zeit von 1815 bis 1830 besser gewürdigt als in vielen andern Darstellungen. Der Büchernachweis ist etwas zu einseitig schönwissenschaftlich ausgefallen, könnte auch gewinnen, wenn von den zahlreichen guten Werken in französischer und niederländischer Sprache, die es gibt, wenigstens die grundlegenden genannt würden.

Eduard Blocher.

Von der Aufenpolitik des neuen Polen.

Die bereits seit mehreren Wochen anhaltende polnisch-deutsche Spannung kann täglich, ja ftundlich in akuten Konflikt ausarten. So reichlich Literatur über bie beutsche Politit uns zu Gebote steht, so fehr muß der Richtslawe nach entsprechenden Informationen von polnischer Seite suchen. Die vor einiger Zeit unterbrochene Periode der deutsch-polnischen Freundschaft zeitigte publizistisch immerhin einige aufschlugreiche beutschiprachige Erscheinungen, unter welchen neben ben Bilfudeti-

Buchern die beiden folgenden besondere Würdigung verdienen.

"Polen von Polen gesehen" heißt ein illustriertes Sammelwerk, bessen einzelne Auffate teils aus bem Polnischen überfett, teils von Deutschen geschrieben wurden 1). Der bisherige polnische Botschafter in Berlin, Jogef Lipski, gibt in einer bündigen Einführung der Hoffnung Ausdruck, "daß dieses Wert den polnisch-beutschen Beziehungen dienen wird, indem es dem deutschen Leser das Polen von heute bor Augen führen wirb". Den Bortritt erhalt benn auch Reichsminister Schacht mit einem Exposé über "Deutschland und Polen". Die weitere Drientierung berührt die Geschichte und die jetigen politischen Berhältnisse Bolens, sein neues Beer, seine wirtschaftlichen Fragen, Wissenschaft, Literatur, Runft, Musit und Sport. Wir greifen für unsere Besprechung die knappe Stizze der Grundgesetze polnischer Außenpolitik heraus. Der ungenannte Versasser set solleich ihre Klarheit und Einfach-heit hervor. "Der Realismus ist die Hauptgrundlage der polnischen Politik. Die Leiter dieser Politik wollen und können sich keinen schädlichen und gefährlichen Dottrinarismus leisten" (S. 65). Besonders bemuhte fich die Staatsleitung um bie Aufrechterhaltung gutnachbarlicher Beziehungen; mit besonderem Stolz ber-

¹⁾ Karl Siegismund Verlag, Berlin, 1939.

wies sie seit Jahren auf den Nichtangrifspakt von 1932 mit der Sowjetunion und die deutsch-polnische Nichtangrifsserklärung von 1935 als das Werk Józef Pilsudkis und Adolf Hikers. Polnischerseits erkannte man früh die Gesahr, daß sich der Bölkerbund in einen ideologischen Block verwandle. "Einer Blockpolitik hat Polen immer energisch entgegengearbeitet... Denn der Berzicht auf die Gleichsgewichtspolitik und der Beitritt zu einem der bestehenden Blocks würde nichts ans deres bedeuten... als den Berlust der Selbskändigkeit" (S. 67). Zu den Grundssähen dieser Politik gehört die Freiheit und Unabhängigkeit der baltischen Staaten. Bor allem hält sich Polen strikt an den Grundsah, "Richts über uns — ohne uns, nichts über Jene — ohne sie". Es ist "unbedingt dagegen, daß irgendwelche Fragen von irgendwelchen Gremien ohne Anteil der interessierten Staaten entschieden

werden" (S. 68).

Diese Gedanken variiert wieder und wieder der seit 1932 amtierende Außenminister Oberst Jozef Bed in einem Buch, das einsach seine Meinung saußerungen seit 1932 wiedergibt 2). Sie befassen sich vor allem mit ben Beziehungen zu Deutschland und der Sowjetunion, aber auch zu den baltischen und standinavischen Staaten, mit bem polnisch-frangosischen Bundnis und ben Beziehungen zu Großbritannien, mit Bölkerbundspolitik, Kolonialproblem und jübischer Emigration. "Marschall Bilsudsti war der Ansicht, daß das richtige Berhältnis zwischen Unerschrockenheit und Mäßigung ein fundamentaler Grundsat ber Politik sei" (S. 311). Auch Beck betont die Notwendigkeit fühler, überlegter Realpolitif. Früh sah er die Gefahr der Bildung von zwei Gruppen, einer Bölkerbundsgruppe und einer Nichtvölkerbundsgruppe. Er wollte verhüten, daß sich Polen außenpolitisch einer ibeologischen Dottrin verschreibe. Als besonders wichtiger Grundsat gilt, "sich jeglichen Entscheidungen zu widersetzen, die Polen interessierende Fragen betreffen, aber ohne seine Mitwirtung getroffen wurden" (S. 517). "Die Danziger Fragen sind für uns nicht nur eine Beigabe zu den Völkerbundssorgen, haben vielmehr eine größere Bedeutung, weil fie viele unserer täglichen und lebenswichtigen Interessen betreffen" (S. 339). Man gewinnt aus diesen Reden und Interviews sicherlich den Eindruck des vorsichtigen Diplomaten, in dessen verbindlichen Worten sich Wesentliches oft sehr tief verbirgt. Aber man fühlt gerabe aus dem Zusammenhang dieser wesentlichen Stellen die Verbindung des hochkultivierten Menschen, des klar die Lage überschauenden Generalstabsoffiziers und des ent-

schlossene Soldaten, der Oberst Beck zweifelsohne ist.
Die beiden Bücher wollen natürlich als Kundgebungen für das moderne Polen, nicht als ausgeglichene Darstellungen und Charafteristiken bewertet werden. Schließen wir daher mit dem von Beck zitierten inhaltschweren, fast prophetisch klingenden Wort Marschall Pilsudskis: "Ihr müßt vor allem daran benken, daß die Absichten und Pläne niemals über die Leistungsfähigkeit des Werkzeugs, das sie verwirklichen soll, hinausgreisen dürsen, denn alles wird von Menschen ge-

macht" (S. 400).

"Zusammenarbeit an der Peripherie Europas".

Unter biesem Titel besprachen wir im zweiten Teil bes Jahrganges 1938 ben Inhalt der Bibliographie Balkanique 1937 und der drei ersten Hefte der neuen Zeitschrift Le Nord. Unterdessen sind Vortierungen beider Aublikationen erschienen.

schrift Le Nord. Unterbessen sind Fortsetungen beider Publikationen erschienen. Die **Bibliographie Balkanique 1938** 3) bringt u. a. ein besonderes Kapitel Mitteleuropa, welches auf Schriften über die Donaufrage hinweist und die erste internationale Bibliographie über den Anschluß Osterreichs und die Angliederung des Sudetenlandes enthält. Die Aufzählung ist so reichlich, daß auch Unbedeutendes Ausnahme sand. Das vermag aber das Verdienst des Herausgebers, einen zuverslässigen Führer durch die erste Literatur über diese Zeitereignisse geschaffen zu haben, nicht erheblich zu schmälern. Mit großer Dankbarkeit benützt man außerdem seine enzyklopädische Darstellung der wichtigen politischen Balkanereignisse von 1938. Die Nomenklatur der zeitgenössischen Werke über die eigentlichen Balkanstaaten

²⁾ Józef Bed: Beiträge zur europäischen Politik. Reden, Erklärungen, Interviews 1932—1939. Essener Berlagsanstalt, 1939. 3) Rédigée par Léon Savadjian, huitième volume, Paris 1939.

reicht bis in die Borgeschichte der Balfanfriege von 1912/1913 gurud. Die Intensivierung der balkanischen Zusammenarbeit und das Auseinanderfallen der Rleinen Entente treten, anhand der Aufzählungen dieses Bandes, naturgemäß noch nicht in Ericheinung.

Desto mehr geschieht das in Le Rord 4). Zwei knappe Darlegungen ehemaliger Außenminister, des Finnen Rudolf Holfti und des Schweden Often Unden, befassen sich in Seft 4/1938 mit der Frage ber Alandinseln. Solfti weist barauf bin, daß seit dem Bertrag von 1921 die politische und militärische Lage im Baltischen Meer sich wesentlich veranderte. Besonders erscheint das Sicherheitsspftem des Bölkerbundes heute sehr geschwächt. Finnland und Schweden wandten sich daher an den Bölferbund, um eine Beränderung des Abkommens von 1921 zu erlangen. Es handelt sich darum, daß man einige sübliche Inseln der Alandgruppe von der Entmilitarisierung ausnimmt, um durch ihre Befestigung die ganze Alandgruppe schützen zu können. Holsti gibt dem Optimismus der beiden Nordstaaten durch den Hinweis Ausdruck, es könne nicht im Interesse irgend einer europäischen Macht liegen, daß auf finnischem Gebiet ein Punkt ohne Schutz bleibe und zu Zwecken benütt werden fonne, die der Neutralisation zuwiderlaufen. Unden erganzt seine Ausführungen; interessant ift vor allem, daß für Schweden eine Befestigung ber gesamten Alandgruppe als Bedrohung wirken könnte. In diesem Zusammenhang, beisen Darstellung den neuesten Bölkerbundsverhandlungen vorausging, erscheint bas Beto bes eigentlich gar nicht zuständigen Sowjetrußland in ganz merkwürbigem Licht. Bas will Aufland?

In den Beziehungen der nordischen Staaten wie der europäischen Rleinstaaten überhaupt zum Bolferbund stehen die Santtionen gur Zeit im Bordergrund. C. J. Hambro unterzieht dieses Sachgebiet einer Betrachtung. Die nordischen Staaten waren stets eifrige Mitglieder des Bolferbundes, lehnten aber die militärischen Sanktionen gegen Friedensbrecher von Anfang weg ab. Im abessinischen Konflikt sühlten sie sich durch Tatsache enttäuscht, daß gerade die Großmächte wirtschaftliche Sanktionen nicht durchwegs lohal und entschieden handhabten. Als unerläßliche Voraussehung einer kollektiven Friedenssicherung betrachten sie die annähernde Unis versalität des Bölkerbundes und bas absolute Nichtbestehen von großen Allianzen, welche die Welt in bewaffnete Lager trennen. Die nordischen Staaten gelangten nach den herrschenden Umftanden zum Schluß, daß die bedingungslose Pflicht zur Anwendung der Sanktionen hinfällig geworden ist in einer Welt, in der die Großmächte eine dem Bölferbundsspftem so wenig entsprechende Politik treiben.

Jm neuesten Heft 1/1939 nimmt eine Stizze der nordischen Lande 🕏 = verteidigung breiten Raum ein. Sie ist nach Ländern getrennt und von Militärs geschrieben. Sowohl Dänemark als Schweden und Norwegen schränkten ihre Wehreinrichtungen nach bem Weltkrieg ganz bedeutend ein. Man verließ sich allzusgerne und viel zu weitgehend auf die tollektive Friedenssicherung seitens des Völkers bundes. Die Sozialdemokratie mar es besonders, welche auf solche Ruftungsverminderungen mehr aus politisch=doktrinären als aus militärpolitischen Erwägungen hindrängte. Ein namhafter Teil der Politiker und der Mann auf der Straße wollten an keine Kriegsgefahr mehr glauben. Jest, angesichts ber auch die Oftsee tans gierenben machtpolitischen Beränderungen und zunehmenden Spannungen, bringt in immer weitere Rreise die Erkenntnis der gebieterischen Rotwendigkeit der verstärkten Landesverteidigung durch. In der Praxis beginnen sich die Wirkungen erst zögernd einzustellen. Nur das fortwährend der ruffischen Gefahr ausgesette Finnland hielt seit dem Beltkrieg an seinen Behreinrichtungen, deren Ruckgrat die Bürgergarbe bildet, unverändert feft.

Die neuen Hefte von Le Nord erweisen, wie diese leichte Inhaltsangabe dartun mag, erneut ihren großen Wert als Informationsquelle und Zeugnis norbischer Kooperation. Beitere Aufsätze wie über den Nordischen Abministrativen Berband, die Lebensmittelverforgung der nordischen Länder im Fall eines allgemeinen Krieges, die schwedisch-dänische Zusammenarbeit, namentlich aber die politische Viertelsahrsübersicht beweisen dies zur Genüge. Es ist eine wesentliche Mission dieser wertvollen und gediegenen Zeitschrift, die Nordstaaten dem Verständnis des Mittels und Westeuropäers näherzubringen. Mit noch größerer Freude als bisher blidt man den weiteren Beften entgegen. Otto Weiß.

⁴⁾ Le Nord, Nordische Internationale Zeitschrift, 4/1938 und 1/1939.

Berta Szeps-Zuderlandl: Ich erlebte fünfzig Jahre Beltgeschichte. Bermann-Fischer Berlag. Stodholm. 1939.

Dieser Erinnerungsband, den der von Wien nach Stockholm verzogene Berlag herausdringt, ist in jeder Beziehung sesselnung ausschildußreich. Gut geschrieben, vermittelt er einen tiesen Eindruck in das Leben der kultivierten und vermögenden, stark von jüdischen Einslüssen durchsetten Schicht im Wien der Zeit vor März 1938. Mannigsache Streislichter sallen auf die kulturellen und geistigen Strömungen und Leistungen der österreichischen Kaiserstadt. Weit interesjanter und wichtiger aber ist der Einblick, den das Buch in das politische Getriebe Wiens und in den Einsluß gewisser durchaus international eingestellter Elemente auf dieses Getriebe gewährt. Gilt das schon von den eigenen Erlebnissen der Verfasserin, so etwa von ihrer Kolle in den Jahren des Weltkrieges, so liegt doch das Schwergewicht des Buches in der Schilberung der Tätigkeit des Vaters der Verfasserin im Jahrzehnt von 1880 bis 1890.

Morit Szeps war in dieser Zeit der Leiter des "Neuen Wiener Tagblattes" und der politische Vertraute des Kronprinzen Rudolfs. Er bot seinen ganzen Einsstuß auf, um Ofterreich von Deutschland sern zu halten und mit Frankreich zussammenzubringen. Ständig in engster Fühlung mit Paris, sehr oft selbst dort answesend, besreundet mit Gambetta und Clémenceau, bildete er mit seinem Blatt in Wien das Sprachrohr der antideutschen, ja der französischen Politik und wußte sür diese Politik auch den österreichischen Ihronsolger vollskändig zu gewinnen. Die Berichte über die geheimen nächtlichen Zusammenkünste mit Kronprinz Rudolf und die zahlreichen abgedruckten Briese des Thronsolgers geben darüber erschöpsenden Ausschlaß. 1886 heiratete die eine Tochter von Morit Szeps den Bruder von Georges Clémenceau, sodaß zwischen den Häusern Szeps und Clémenceau nun nicht nur politische, sondern auch samistäre Beziehungen bestanden. Und am 22. Dezember 1886 kam anläßlich dieser Hochzeit auch eine nächtliche Unterredung im tiessen Geheimnis zwischen dem Kronprinzen Rudolf und Georges Clémenceau zu Stande. Der Bericht darüber, aus der Feder von Morit Szeps, sindet sich auf den Seiten 136 bis 138 abgedruckt. Durch den tragischen Selbstmord des Kronprinzen im Jahre 1889 sand dieses ganze Zusammenspiel ein frühes Ende. Von da an war die große politische Rolle von Morit Szeps auch ausgespielt.

Der ausmerksame Leser dieses Hauptteiles der Erinnerungen von Berta Szeps-Buckerkandl wird sich einige überlegungen machen. Er wird mit Staunen diese politische Tätigkeit des 1854 als Medizinstudent aus Ostgalizien nach Wien eingewanderten Morits Szeps betrachten. Er wird sich darüber wundern, wie rasch er es zum Leiter des gelesensten Wiener Blattes und zu großem Vermögen brachte, und noch mehr darüber, daß gerade dieser Mann der engste Vertraute des österreichischen Thronsolgers werden konnte.

Bittoria Colonna di Sermoneta: Erinnerungen an das alte Europa. Berlag H. Hugendubel, München 1938.

Ein Sproß der berühmten Dichterin der Renaissance ist es, die uns hier ihre Memoiren aufgezeichnet hat. Der großen Familie der Colonna entstammend, heistatete sie den Prinzen Leone Caetani di Sermoneta, ein Nachkomme einer nicht minder berühmten Familie Italiens. Dank ihren englischen Berwandten verbrachte sie jährlich einige Wochen oder Monate im schönen Albion und schildert uns ebenso die englische wie die italienische Gesellschaft. Kaiser Wilhelm lernte sie anläßlich seines Besuches in Italien kennen, kurz vor dem Weltkriege; bei Edward VII. siel sie saft in Ungnade, weil sie gegen ihren königlichen Partner eine Croquetpartie gewann. Eines der hübschesten Kapitel ist der Kaiserin Eugénie gewidmet, die eine reizende Gastgeberin in Farnborough Hill gewesen sein muß.

Bittoria Colonna wohnte einem der ersten Auftreten Carusos im Salon einer Amerikanerin in London bei, hat auch Schaljapin und die russischen Ballets Diaghiless bewundert und schildert uns die Melba als affektierte und ehrgeizige Person. Die Duse, wie auch d'Annunzio gehören zu ihren Freunden; viele engslische Dichter und Schriftsteller verkehrten in ihrem Hause. Pierpoint Morgan, der große Bankier, Alfred Rothschild, der allzu zuverkommende Gastgeber, Aga Khan, Lord Kitchener und manch andere Persönlichkeit der Politik und Hochsinanz ziehen

an uns vorbei.

Doch nicht nur von einem Fest ans andere, von einer Ginladung zur nächsten werden wir geführt, wir lernen die Autorin auch als Schriftstellerin und Malerin tennen, als hilfsbereite Schwester bei den Erdbeben von Messina und Avezzano, ober auch als mutige Sportlerin. Sogar bis ins Beisterreich führen uns ihre

Lebhaft und fliegend zieht jene Zeit an uns vorüber, die uns heute ichon fast wie ein Märchen erscheint. — Bir freuen uns auf ben angekündigten zweiten Band A.M. Thormann.

ber Memoiren ber Fürstin.

Literatur.

Ein schweizerischer Klassiker des Mittelalters.

Unter ben großen bichterischen Meistern ber mittelalterlichen Blütezeit nimmt Hartmann von Aue eine besondere Stellung ein. Er ift ber erfte, aus gang geitgemäßem Empfinden heraus, mit den Mitteln einer neuen Runft, in vollendeter Form, die Welt einer streng durchgebildeten gesellschaftlichen Ordnung, mit ihrem eigenartigen Gemisch von transzenbentalen Soffnungen und diesseitigen Unsprüchen, von aufopferungsvoller Dienftbefliffenheit und friegerischem Bagemut, zum Musdruck zu bringen. Er wird dann durch Wolfram von Eschenbach an urwüchsiger Originalität noch überboten. Aber die Eigenwilligkeit dieses dichterischen Genius war mit einer so absonderlichen Behandlung der Sprache und Form verbunden, daß die Folgezeit sich mit Recht für Hartmanns Zucht und Klarheit entscheibet und dessen Traditionen hochhält. Er gilt allen Nachfolgern als der wahre Weister bichterischer Lebensdarstellung. Mag nun aber in dem Gegensat hartmann-Wolfram auch persönliche Charafteranlage zum Ausdruck tommen, landschaftlichestammesgenössische Befensgrundlagen spielen ohne Zweifel mit. Go wie diese beiben fteben fich in neuerer Zeit Reller (und vielleicht auch Mener) einerseits, Jean Baul und Raabe andererfeits gegenüber.

Die dichterische Persönlichkeit Sartmanns wird burch die Prosaubertragung, die soeben Reinhard Fink vorlegt, außerordentlich lebendig vergegenwärtigt 1). Seine vier Versromane, Erec, Gregorius, Armer Heinrich und Iwein, sind darin in gewandter und kräftiger, moderner Sprache wiedergegeben und so die entscheidenden epischen Hauptwerke zu unmittelbarster Entgegennahme bargeboten. Es fehlt bie Lyrik, die von Hartmann zwar auch gepflegt, aber nur als Nebenwerk behandelt wurde. Seine Begabung ist, ähnlich der Kellers, ausgesprochen anschaulich-darstellerisch. Und wie bieser ist auch Hartmann in seiner herb-männlichen Art als Lyriker mehr von religiös-philosophischen Problemen als von zarten Liebesgefühlen

bewegt.

Die Prosaform, in der uns Hartmanns Werke durch Fink geboten werden, ermöglicht eine fehr flare Auseinanbersetzung mit ihrem menschlichen Gehalt. Es muß zugegeben werben, daß die halb legendären Dichtungen von Gregorius und bem Armen Heinrich bem heutigen Berständnis näher liegen als die rein ritterlichmobischen Romane von Eric und Zwein. Aber es barf auch ausgesprochen werben, bag unter allen Umftanden die unmittelbar substanzielle Wirkung, wie sie die moderne Prosafassung ermöglicht, eine tiefere ist, als mancher erwarten wird. Das überrascht. Wer möchte nicht zunächst bezweiseln, ob unsere Zeit überhaupt für eine berartige Poesie noch ein Organ besitze? Allein die Probe beweist das Gegenteil. Vielleicht hilft da zur Erklärung der Tatsache eine historische Bestrachtung. Nachdem Wagner den philosophischen Gehalt und die Stimmungsgrunds lage der ritterlichen Romantik überraschend tief erschloß und die Werte an Lebens-weisheit, die dort verborgen lagen, ans Licht hob, war es ein gegebenes Unternehmen, nun auch den klaren Sachverhalt jener Berke in ber Form einer schlichtgetreuen, prunklosen, aber eben barum um fo aufschlugreicheren Tertwiedergabe barzubieten. Die Reinheit bes Textes steht als Forberung obenan in bem Programm ber Fintschen übertragung. So tritt seine Bemühung um die Erneuerung ber mittelhochbeutschen Dichtungen an die Seite berjenigen von Lachmann. Nach

¹⁾ Hartmann von Aue, Epische Dichtungen. Übertragen von Reinhard Fink. Diederichs Verlag. Jena 1939.

ber romantischen Begeisterung für die Welt der alten Sagen und Mythen folgte die exakte Kenntnisnahme der Dinge, so wie sie waren. Lachmann schuf für den

Fachmann, Fink für den gebildeten Lefer und Liebhaber. Die Abertragungen Finks stellen ein Glied in einer ganzen Reihe von Unternehmungen des Berlages Diederichs dar, die mittelhochdeutsche Dichtung der heutigen Zeit nahezubringen. Wie dieser jest die entsprechende Bearbeitung der Werke Wolframs noch in Aussicht stellt, so ging Finks Werk die gesamthafte Dar-stellung der "Mittelhochdeutschen Dichtung" von Friedrich Knorr voraus, die in ber gebanklichen Durchbringung der Schöpfungen jener Zeit einen unerwartet schönen und hohen Gipfel darstellt, zeigt sie boch, wie, unter ber Oberfläche zeitbedingter Lebensschilderung, eine tiefere Schicht rein menschlicher, zeitlofer Gemeinschaftsprobleme behandelt und in höchst moderner, durchaus beherzigenswerter Art gelöst ift. Die Brosafassung dieser übertragungen, die das Augenmerk ruckhaltlos dem Inhalte zuwendet, läßt ihrerseits dieselben als den Abschluß aller jener Modernisierungen erscheinen, die die Reuromantifer, Studen vor allem, und sodann Wilhelm Berg, im Unichluß an Bagner, in einer archaisierenden und ftimmungsträchtigen Sprache tätigten. Hier bistanzierte bas reichverzierte, praraffaelitische, stilgerecht historische Kostum die Dichtung geflissentlich. Finks schlichte Proja legt fühn jebe zeitliche Scheibewand nieber.

In der Schweiz barf man sich ber Fintschen Neuausgabe der Werke hartmanns zumal freuen. Sie stellt sich mit guten Gründen auf den Boden, daß dieser klare und prägnante Künstler des Wortes ein Schweizer war. Alte Zweifel, die sich gegen diese Aberzeugung wandten, sind endgültig abgetan. Das anspruchsvolle Gebäude philologischer Stilkritik fällt vor dem schlichten Zeugnis heraldischer Dokumente in nichts zusammen. Das Wappen Hartmanns ist nachweisbar das der Herren von Bespersbuhl. Damit aber wird ber erste schweizerische Rlaffiter ber Erzählung, ber zutiefft ein innerlich Wesensbermanbter bes heute letten ift, auch beffen leibhafter Nachbar, was den psychologischen Tatbestand gewiß nicht umstößt, vielmehr realiter beglaubigt. Unweit von Glattfelben liegt bas Städtchen Galisau, bas nach Finks bemerkenswertem Nachwort als bas Aue anzusehen ift, welches Sart-

mann ben Namen gab.

Es ist überraschend, aber unleugbar, daß die heutige reichsdeutsche Germanistif, in Bezug auf literarische Eigentumsfragen, ber Schweiz gegenüber sich viel ritterlicher verhält als seinerzeit die Generation der Müllenhoff, Scherer und Schmidt. Wenn damals, unter anderem, jene große Beidelberger Liederhandschrift, die das umfangreichste und tünstlerisch tostbarfte Denkmal der lyrischen Dichtkunst des Mittelalters barftellt, nur ganz allgemein als von schweizerischer Herkunft gelten burfte, so überwiegt heute offenkundig auf beutschen Lehrkanzeln die Aberzeugung, daß biefe Sandidrift im Befentlichen mit jener Maneffeschen gleichzusegen fei, die einst Hadlaub in Zürich ansertigte und von der er selber in seinen Gedichten so begeistert singt. Bächtolb hatte gegen die überkritischen Zweifler am Vorhandensein einer Maneffeichen Sanbichrift bie Thefe ber Sablaubichen Urheberichaft einft energisch versochten und bazu etwas mephistophelisch bemerkt: "Bare nur jede Sppotheje in ber Literaturgeschichte in einem jo hoben Grabe ber Gewigheit nabe gebracht!" Möchte er boch ben Bandel ber Anschauungen in der heutigen Germa-M. Nußberger. nisten-Generation noch erlebt haben!

Ein neues Prinzip der Literaturwiffenfchaft.

Seit die Literaturwissenschaft in Schwung gekommen, bewegen sie mehr und mehr Fragen der Methode, benn sie mag es anstellen, wie sie will: es sind der Erkenntnis der Dichtung Grenzen gesteckt, über die der forschende Geist nicht leicht hinausdringt. Und nirgends so leicht wie gerade hier werden die Grenzen deutlich, ba bas ahnende Befühl, der erlebende Sinn seinen Flug weit hinein ins geheimnisvolle Reich der Dichtung nimmt und es betroffen inne wird, wenn die ordnende und verstandesmäßige Erfenntnis zurudbleibt. Erstaunlich, wie, in nimmermudem Bemühen, die Forschung einen Anlauf nach dem anderen genommen hat, da der gerade Weg nicht jum Biel führte, auf Umwegen zu Erfenntniffen zu gelangen. Es mußten, an der Hauptfrage gemessen, zweitrangige Erkenntnisse werden, so hoch wir im einzelnen ihre Bedeutung auch einschätzen mögen. Db wir die Dichtung als Beleg für eine individuelle oder allgemeine Entwicklung, biographisch ober kulturhistorisch würdigen, ob wir sie stoffgeschichtlich, kunstgeschichtlich oder weltsanschaulich deuten und einordnen, ob wir sie in Zusammenhang mit dem "Erslednis" bringen oder sie wie immer als Funktion betrachten — stets erscheint sie als etwas Abgeleitetes, Sekundäres, im besten Fall als "Ausdruck" einer anderen Wesenheit und nie als das, als was sie zuerst erlebt wird: als ursprüngliches, autonomes Gebilde, als Ursache einer Wirkung. Und mag man über das Ziel der Lieteraturwissenschaft vielleicht auch verschiedener Meinung sein: daß ihren Ausgangspunkt das dichterische Werk bilden müsse, darüber kann grundsählich kein Zweisel bestehen. Es erhebt sich nur immer wieder die Frage der Methode.

Emil Staiger bringt zu bieser Frage nun in seinem Werk "Die Zeit als Einsbildungstraft des Dichters, Untersuchungen zu Gedichten von Brentano, Goethe und Keller" (Max Niehans Berlag, Zürich, 1939) einen höchst bedeutenden und beachtenswerten Beitrag, den man umso lieber und freudiger anzeigt, als er entsichlossen und radital neue Wege geht und sogleich am Beispiel auch illustriert, was sein Versahren zu leisten vermag. Sein Ausgangspunkt (nur der Ausgangspunkt natürliich) ist eine sorgfältig durchgeführte phänomenologische Untersuchung einer Dichtung, der Ballade "Auf dem Rhein" von Clemens Brentano. Diese Untersuchung, die in freier Würdigung die Sprache, die dichterische Welt und "den Künstler" im Gedicht beschreibt, um dann zu allgemeineren Einsichten zu gelangen, die durch Kückblicke auf den Menschen Brentano und seine innere Entwicklung bestätigt werden, ist vor allem durch einen freien Weitblick des Versassers ausgezeichnet. Er vermeidet klug jede Engherzigkeit, wie sie leicht den Vertreter einer neuen Methode besallen mag, und öffnet dem Verständnis nach allen Seiten Türen und Tore. Bei der Behandlung von Goethes Gedicht "Dauer im Wechsel" und von Gottsried Kellers Gedicht "Die Zeit geht nicht" wählt der Versasser dunk ein weniger misnutiöses Versahren (der Leser wäre auch breiteren Ausführungen gerne gesolgt) und beschräntt sich auf zusammensassende Darlegungen.

Die phänomenologische Betrachtung des Gedichtes von Brentano hat ihn dazu geführt, in dem Gedicht eine besondere Haltung zu erkennen, die der Dichtung Brentanos überhaupt eigen ist: die Haltslosigkeit. Er prüft die in der Dichtung waltende Einbildungskraft im Hindlick darauf, wie sie sich zur "Zeit" stellt — nicht zur Zeit im Sinne der Geschichte, nicht zu der Welt der Zeitgenossen, sondern zum Zeitablauf schlechthin, zur "Beziehung, die das Bewußtsein zwischen Gegenwärtigem, Vergangenem und Künstigem herstellt" — und er erkennt, daß Brentanos Einbildungskraft die Zeit als "reißende Folge von einzelnen Da" aufsassen und gestalten muß. Die Einbildungskraft Goethes (der klassischen Periode) ersast den Wechsel in der Dauer, die Flucht der Erscheinungen in ihrem ewigen Sinn, bei Gottsried Keller gilt das Wort: "Die Zeit geht nicht, sie stehet still". Oder, wie Staiger aus dem "Frünen Heinrich" zitiert: "Nur die Ruhe in der Bewegung hält die Welt und macht den Mann; die Welt ist innerlich ruhig und still, und so muß es auch der Mann sein, der sie verstehen und als ein wirkender Teil von ihr sie wiederspiegeln will. Ruhe zeigt das Leben an, Unruhe verscheucht es;

Gott halt fich mauschenstill, darum bewegt fich die Welt um ihn".

Ist das Kapitel über Brentano, wie es der breit angelegte Eingang nahelegt, der Erwägung von Einzelfragen und des individuellen Wesens des Dichters gewidsmet, so enthalten die beiden andern glanzvolle Exkurse zu Fragen allgemeinerer Bedeutung: wie besonnen und kraftvoll ist etwa bei Goethe das Bild der Klassift gezeichnet, wie kluge Bemerkungen sinden sich über "Hermann und Dorothea" und über "Die natürliche Tochter"! Und im Kapitel über Gottsried Keller liest man glänzende Seiten über das Wesen des Humors und zum Thema "Keller und der

schweizerische Beist".

So ist das Werk eine Veröffentlichung, die eine reiche Fülle von Anregungen bietet, und es ist sein besonderer Vorzug, daß es kein eng gefügtes System versicht, sondern sehr weit konzipiert ist und Raum für Ergänzungen läßt. Es ließe sich z. B. denken, daß der sehr glückliche Einsichten vermittelnde Grundgedanke, der dem Buche den Titel gibt, sich in manchen Fällen als weniger entscheidend erwiese als in den angezogenen drei Beispielen — es würde den Wert der Leistung nicht herabsmindern. Wir freuen uns, daß neues Leben aus den Ruinen blüht.

Carl Günther.

Balter Schubart: Dostojewsti und Rietsche, Symbolit ihres Lebens. Bita Rova Berlag, Luzern 1939.

Das Unternehmen, Dostojewski und Niepsche in einer vergleichenden Studie darzustellen, kann nur einem Autor gelingen, der die weitesten Bezüge energisch zusammenzusassen und in prägnantester Sprache zu schildern versteht. Walter Schubart ist das fast Unmögliche zum Erstaunen geglückt. Gewisse Bereinsachungen icheinen freilich unvermeidlich zu fein; boch bas ift nicht zu bedauern, wenn bie großen Linien fo ftart und reinlich sichtbar werden wie hier. Mit Spannung findet man sich immer mehr von den Sätzen überzeugt, die auf der ersten Seite stehn:

Dostojewski und Niepsche "sind nicht die dramatischen Gegenspieler, für die man sie gewöhnlich hält. Sie sind beide in gleicher Richtung gegangen, nur verschieden weit, und was unüberbrückbarer Gegensatzu sein scheint, ist nur der Unsterschied zwischen den zurückgelegten Strecken desselben Weges."

Eine verhaltene Leidenschaftlichkeit sorgt überdies dafür, dem Leser die Dring-

lichkeit der vorgelegten Probleme einzuprägen.

Nietiche, so führt Schubart aus, beginnt sein Schaffen mit den Bersen an ben unbekannten Gott. Dem so früh gewählten Ziel geht er sein ganzes Leben nach. Das macht ihn zum apokalyptischen Geist und rückt ihn weit von allen zeitgenössischen deutschen Denkern ab. Zuerst geht es ihm um die Einsicht, daß der alte Gott tot ist, daß, was disher heilig und verdindlich war, keine Macht mehr besitzt. She das Alte aber beiseitegeschafft ist, kann kein Neues sein. So tritt der Wegbereiter des künstgen Gottes als Zerstörer aus. Schicht um Schicht trägt er die überlebten Ordnungen des Daseins ab, mit Methoden, die ihn bald als Jünger Schopenhauers zeigen halb als Rositivisten hald als Nachbarn des russischen Wibischer Schopenhauers zeigen, balb als Positivisten, bald als Nachbarn des russischen Nibilismus. Nie hat dieser zerstörende Geist nur um der Zerstörung willen zerstört. Er leibet felbst unfäglich in der wachsenden Bufte, die ihn umgibt. Der Stelle aus dem Brief an Rhode vom 23.5. 1887 mißt Balter Schubart, wohl mit Recht, entscheidende Bedeutung bei:

"Ich rechne mich mit Burchardt und Taine zu den gründlichsten Nihilisten, obschon ich selbst immer noch nicht daran verzweifle, den Ausweg und das Loch zu

finden, durch das man ins Etwas fommt."
Fragwürdig wird Nietzsches Leistung erst, wie er mit Gewalt vom Nichts ins Etwas kommen will, wie er für den toten Gott einen Ersat um den andern ersindet: den "höheren Menschen", den übermenschen, das Leben, Dionhsos, die Landschaft. Diesen Gebilden, die den Menschen aus seiner Einsamkeit erlösen follen, gebricht es an Autorität, an wahrer Berbindlichkeit, und das heißt wörtlich, an wahrer Religiosität. Sie tragen bas Stigma ber Willfur und vermögen feine Welt zu erbaun. Bas ift der übermensch an sich, ohne ein Söheres, bas ihn richtet, das ihn ausrichtet auf ein Ziel? Ohne jene Kraft, die "das Seil am andern Ende hält"? Was soll der Preis des Bösen als der Macht, die dem Leben Farbe versieiht? Die Folgen sind heute zu übersehen. Nicht die blendenden Gestalten der Renaissance, von denen Rietiche träumte, schreiten über den Plan, sondern die subalternen Figuren, deren robe Instinkte nur der leisesten Einladung bedurften, um die Maste der Zivilisation auf einmal fallen zu lassen.

Wie Nietssche ", den Menschen haben will, roh, mitleidslos, so ist er bereits und so ist er im Grunde immer gewesen. Dazu braucht man ihn nicht erst zu

züchten."

Daß Niehiche es dennoch unternahm, ist nur als Protest gegen sein Jahrhundert zu verstehn.

"Lieber das Bose, nur nicht das Bürgerliche. Lieber die Bestie, nur nicht die

Maschine."

Und ebenso sein Antichrist! Was Rietssche im "Antichrist" verdammt, trifft nur die Form, die das Christentum im 19. Jahrhundert annahm, weder Christus selbst noch einen Franziskus oder Augustin, deren Weite und Freiheit des Blicks, deren unbedingter Einfat nichts gemein hat mit den nivellierenden Tendenzen, die der

Christ der neueren Zeit vertritt. So schilbert Schubart Nietsiches Weg. Es kann kein Zweifel barüber bestehn, wie lange Dostojewski dem deutschen Zeitgenossen zur Seite bleibt und wo er ihn

hinter sich zurückläßt.

"Trennen wir Niehiches Berneigungen von ihrem positiven Sintergrund, so

haben wir den ekstatischen Nihilisten. Wo bleibt dann der Schrei nach dem unbekannten Gott? Trennen wir Dostojewskis heiß erstrittene Gläubigkeit von den Zweiseln, durch die sie sich schlug, so haben wir den demütigen Christen. Wo bleibt dann der Gestalter der Dämonen? Aber wie viele begehen diesen Fehler. Sie sehen nicht das Ja, dem Niepsche zustrebte, und nicht das Nein, über das Dostojewski

hinüberging."

Dostojewsti war allen Gesahren bes westlichen, vom Römertum und von der Renaissance geprägten selbstherrlichen Geistes ausgesett. Doch auf der Suche nach dem, was jenseits des Menschen und was über ihm steht, tappt der Russe nicht ins Leere. Er legt "das andere Ende des Seils" in die Hände des christlichen Gotts. Auch hier ist der Mensch "etwas, das überwunden werden muß". Über den Trümmern Adams aber erhebt sich nicht der Übermensch, sondern Gottes erwähltes Kind.

Alle Romane Dostojewstis sind "Tragodien der Gottlosigkeit":

"Am Ende des Weges zum übermenschen steht der Reuige oder der Selbstmörber. Das ist der Sinn von "Schuld und Sühne". Am Ende des Weges zum atheistischen Sozialismus steht die Auflösung der Gesellschaft oder die Rückkehr zum Christentum. Das ist der Sinn der "Dämonen". Im ersten Roman widerlegt er Nietzsche, im zweiten widerlegt er Marx. Er kannte weder die Schriften des einen noch des andern, aber er kannte beide als seelische Möglichkeit, als geistigen Thp, und er durchschaute — das ist das Allererstaunlichste — die innere Verwandtschaft, die beide verknüpst."

Von den vielen Parallelen, die Schubart von da aus zu ziehen versucht, sei nur noch eine angeführt: Mit nicht geringerer Strenge als Nietziche wendet sich Dostojewsti gegen das Trugbild der Zivilisation, gegen das eingeebnete Dasein, das die westliche Menschheit lebt. Mit derselben Kühnheit bejaht er das Böse als positive Macht. Doch er sieht darin nicht bloß die volle Mächtigkeit des Lebens, sondern vor allem das verborgene Tor, das zu Gottes Ewigkeit sührt. Es ist das Gift, an dem wir sterben oder ganz genesen müssen, wie Kaskolnikow, wie Mitja Karamasow daran genest und über alse Lauen und Gerechten ins Unendliche wächst.

So vorbereitet finden wir das Problem "Dostojewski und Nietzsche" in dem einen Satz geklärt: "Dostojewski ist Dichter, Nietzsche Hauptdarsteller deszelben Dramas", eben jener Tragödie der Gottlosigkeit, deren fünsten Akt die Menschheit jett erlebt. Und zwar können wir die Gestalt mit Namen nennen, die Nietzsche in allem am vollkommensten repräsentiert: Es ist zwan Karamasow, der Feind Gottes und Nihilist, der gegen die Fortschrittslegende kämpst, der von der ewigen Biederkunst, von Nächstenliebe und Liebe zum Fernen manchmal dis in die sprachliche Fassung hinein wie Nietzsche philosophiert, Iwan Karamasow, dessen Gesolge der elende Smerdjakow ist, wie heute der gemeine Pöbel sich auf Nietzsches Namen beruft und allen Protesten gegen die falsche Auslegung der neuen Lehre wie Smerdjakow erwidern würde: "Was sind Sie denn nun so bestürzt, Sie?" — Iwan Karamasow endlich, dessen Wietzsches Weg in die Nacht des Wahnsinns sührt.
"Mit dem Krieg von 1914 sind wir in die Jahrzehnte Nietzsches eingetreten, die zum Zeitalter Dostojewskis hinüberleiten. Nach dem nächsten Weltkrieg wird

dieses beginnen."

Diese sehr bestimmte Prophezeiung überrascht uns am Schluß. Nietsche hat bem Reich des Letten Menschen, "der das Glück ersunden", der nivellierten, exstorbenen Welt, sehr lange Dauer prophezeit. Sie hat sich heute schon überlebt. Ernst Jünger verspricht dem Weltzustand, den sein "Arbeiter" uns beschreibt, eine Dauer, die nur nach Aonen abzumessen ist, die erst mit der Berwirklichung des planetarischen Imperiums schließt. Wir wissen nicht, was da zu sagen ist und trauen uns wenig Prophetisches zu. Offenbar hat Nictssche inmitten einer erschlassten Bourgeoisie dem Menschen allzu viel Vergnügen am faulen Frieden zugetraut. Wahrscheinlich hat Jünger, umwittert von dem entsetzlichen Zauber der Materialschlacht, die abenteuerlichen Gelüste des menschlichen Herzens zu hoch veranschlagt. Beide sehen andere, geschichtlich verbürgte Mächte nicht, die im Gegensatz zur Bourgeoisie sowohl wie zu der Blonden Bestie erstarten können, ebenso jäh, wie heute die lang verborgene Barbarei erstarkt. Werden es die Mächte sein, die Oostojewski verkündet hat? Niemand darf die Frucht vom Baum zu brechen wagen, ehe sie reis ist. Denn "der Thyrsusträger sind viel, der Gottbegeisterten aber wenig"!

Emil Staiger.

Max Beber: Jugendbriefe. Herausgegeben von Marianne Beber. Berlag von J. C. B. Mohr. Tübingen 1936.

Diese Briefsammlung bes bahnbrechenden Soziologen ift in mehr als einer hinsicht sehr ausschlußreich. Zunächst scheint es, als ob hier sich in besonderem Maße die Broblematik der kühlen Berliner Art auftue. Schon die Briefe des Bierzehn- und Fünfzehnfährigen zeigen diese Problematit, vermehrt noch um die ganze Sprödheit und Gestelztheit des halbwüchsigen Alters, wenn es sich theoretisch ausspricht. Und dazu hat dieser hochbegabte Junge einen starken Drang, wenn auch keine individuelle Note darin. Seine Briese aus dieser Zeit lesen sich wie schlechte übersetzungen aus dem Lateinischen. Das Abstellen auf die Pointe, aufs Anekdotische verliert sich später nur langsam. Auch im Jünglingsalter zeigen die Briefe noch lange das Vorwiegen dozierender Parteien, die recht steif, bücherhaft und allzu selbstbewußt sind — natürlich größtenteils gescheit dabei. Den jüngeren Geschwistern gegenüber wirkt sich das manchmal fast grotest aus. Dem Bruder Alfred, der ja seither auch ein bedeutender Gelehrter geworden ist, schreibt Weber mit 22 Jahren einen Brief, der nur eine Abhandlung bedeutet und folgendermaßen schließt: "Du siehst, daß ich von Zeit zu Zeit nicht ungern auf solche Dinge zu sprechen komme, wie Du sie in Deinem letten Brief berührt hast, über den ich mich sehr gefreut habe." Unerträglich bürgerlich, offiziell und ohne den Schatten einer jungen und lebendigen Empfindung ift auch der Brief, den er als Zwanzigjähriger demselben Bruder zur Konfirmation schreibt. Damit wächst die Fraglichteit dieses Charakters schon in diejenige des Bürgertums seiner Zeit hinein, das sehr intellektuell und gebildet, dabei aber von einer heute kaum mehr faßlichen geistigen und menschlichen Unproblematik war. Der menschliche Gegenpol kommt bann in recht faben und aufgeregten Wißeleien zu Worte, ganz besonders, wenn Weber an jungere weibliche Wesen schreibt; wir erhalten so überhaupt einen für die heutige Zeit in vieler Hinsicht frappanten Einblick in die Konventionalität und badurch vielsach auch menschlich-geistige Flachheit, die vor 50 Jahren in den Bestiehungen der männlichen und weiblichen Jugend herrschte. Alles dies erzählt von der hochgradigen Festigkeit der geistig-sozialen Welt, in die der junge Mensch damals hineinwuchs, welche mit Selbstverständlichkeit die Ausscheidung alles Subjettiven verlangte. Wenn wir dann an bas Chaotische ber Gegenwart benten, in welchem bie Fruchtbarkeit des Beistes ichließlich boch meift unter die Rader tommt, fo seben wir auch das Positive an jenen Berhältnissen. Doch aber erschrecken wir vor dem Fehlen alles wirklich Jugendlichen in diesem Leben, vor der Schwierigkeit und Späte, mit der es zu etwas ruhig, warm, entspannt Menschlichem gelangt. Dafür können wir uns dann an manchen hochinteressanten und wertvollen Einzelurteilen schablos halten. Neben den lebendigen Berichten aus der Einjährigenzeit und den Referveoffiziersübungen sind es besonders die politischen Urteile in diesen Briefen, welche glänzend sind. Wenn der Briefschreiber als national benkender Deutscher, als höchst gemäßigt Liberaler die verhängnisvollen Entwicklungen Deutschland in den damals kommenden Jahrzehnten klar voraussieht, jo hat das etwas mehr Gewicht als alle die Baticinia ex post, die heute allerorten mit weiser Miene veröffentlicht werden. Weber sieht mit voller Deutlichkeit die Einschränkung der praktischen und theoretischen politischen Selbständigkeit des deutschen Bürgertums durch Bismarcks Gewaltnatur, durch sein Zusammenraffen allen Führergeistes im berechtigten Bewußtsein seiner Aberlegenheit, seinen Berzicht auf hinlängliche poltische Erziehung bes Bolfes; er sieht auch bie Mitschuld bes Burgertums an biefen Zustanden, sieht die weitere Zerstörung der politischen Reise durch Treitschles Kraftsprüche, die sich mischen mit Stöcker'schem Antisemitismus und "realpolitischer" Phraseologie; sieht dann vor allem das beschleunigte Abwärtsgleiten der ganzen Lage unter bem Ginfluß Wilhelms II. Und er bentt mit Graufen an bas Ende biefer Entwidlung, das er ja noch erlebt hat. "Man hat doch die Empfindung, als ob man auf einem mit großer Schnelligkeit dahinsausenden Zuge fäße, auf einer Bahnstrecke, die neuangestellte Beichensteller hat. Wenn der Kaiser nur seine geistigen Kräfte nicht ruiniert oder schon ruiniert hat." (1891) — "Was soll man über-haupt versuchen, von unserer Lage und unseren Aussichten zu sprechen? wo beide von einem absolut unberechenbaren Faktor abhängen, der Person des Kaisers. In Bezug auf diese aber gewinnen immer mehr die ungünstigsten Meinungen an Terrain. Er behandelt offenbar die Bolitik lediglich unter ben Gesichtspunkten eines

originellen Leutnants. Energische Pflichterfüllung im Sinne des Dienstes wird ihm im allgemeinen niemand bestreiten. Aber die dazwischen unterlausenden Quertöpsigkeiten und das unheimliche Machtgefühl, welches ihn beseelt, bringt eine unerhörte Desorganisation in die höchsten Instanzen... Wie durch ein Wunder entgehen wir dis jeht noch diplomatisch wirklich ernsten Situationen... Auch der geradezu kindische Bismarckhaß wirkt bei der Linken mit. Die surchtbare Vernichtung selbständiger überzeugung, welche Bismarck bei uns angerichtet hat, ist natürlich der oder einer der Hauptgründe aller Schäden unserer jetzigen Zustände. Aber tragen wir daran nicht mindestens die gleiche Schuld, wie Vismarck selbst? Es ist über die öffentliche Meinung hier wirklich jeht wenig zu berichten, denn sie sept sich eigentlich nur aus allerlei im Füsterton gemeldeten üblen Gerüchten zusammen, und wohl nie ist der Rlatsch so sehr an die Stelle ernster politischer Diskussion getreten wie jeht..." (1892). — Es ist eine Tragik dieses großen Kopses und auch des deutschen Bolkes, daß er, wie die wenigen anderen, die das Unglück hatten kommen sehen und das deutsche Bolk hätten lehren können, aus dem Zusammenbruch von 1918 eine demokratische und weiterhin auch nationale positive Selbstbestimmung aufzubauen, gerade um diese Zeit abberusen wurde.

E. Brod.

Paul Lang: Balladenbuch für Schweizer Schulen. Berlag Helbing & Lichtenhahn, Bafel, 1939.

F. A. Ginzley: Deutsche Balladen. Gine Auswahl für Schule, Haus und Bortrag. Berlag Ph. Reclam, Leipzig, 1939.

Das Ballabenbuch von Paul Lang entspricht einem wirklichen Bedürfnis. Den Anstoß zu ber Sammlung hat die Tatsache gegeben, "daß die auswärtigen Sammlungen fürzlich, nach uns fremden Auswahlprinzipien, völlig umgearbeitet worden find". Der Berausgeber untermimmt es, unferen Mittelichulen, in beren unteren und mittleren Rlaffen die Ballade zum beliebteften Leje- und Vortragsftoff gehört, ein Lehrmittel zu schaffen, bas, wie Bundespräsibent Etter in seiner Botschaft über Rulturwahrung gefordert hat, aus schweizerischem Beift gewachsen und beshalb geeignet ift, schweizerische Gesinnung zu nahren. Mit sicherem Sinn für bas Echte hat Lang die schweizerische Balladendichtung vom alten Tellenlied bis zur markigen Mundartballade unserer Zeitzin einer Auswahl zu Ehren gezogen, die seinen lange gehegten Wunsch ersüllen mag, "die schweizerische Ballade in stärkerem Maße ins Bewußtsein unserer Jugend dringen zu lassen." Daneben liegt ihm besonders am Herzen, das Bewußtsein dafür wieder zu wecken, was eigentlich eine Ballade ist. So stellt er die Ballade strenger Ausprägung bewußt in den Bordergrund. Als ihr Ideal umschreibt er klug "jenes soltene dichterische Gebilde, in dem Epik, Dramatik und Lyrik sich völlig durchdringen, zugleich aber jene Tiefenlage erreichen, in der das metaphhische Erlebnis beheimatet ist." Man kann mit ihm einverstanden sein, da er bei der Durchführung seines Grundsates nicht engherzig ist und, offenbar nicht nur aus "schulischen überlegungen", wie er sagt, sondern aus den bier allein wichtigen fünstlerischen, manches Gedicht aufgenommen hat, das aus bem Grenggebiet ber Ballabe gegen bas Lied ober die Bersanekote hin ftammt. Immerhin: C. F. Meyer dürfte in einer folden Auswahl boch etwas ftarter vertreten sein, und mögen noch so viele seiner Balladen sich als versteckte Lyrik erweisen. Auch sonst mag mancher in dem schmalen Band das eine und andere ver-missen, was ihm teuer ist. Das kann nicht anders sein. So könnte man etwa eine stärkere Berücksichtigung von Uhland ober Schiller wünschen. Vor allem hätten Kostbarkeiten wie Mörikes Schön-Rohtraut und Goethes König in Thule nicht einer strengen Auffassung der Ballade zum Opfer fallen dürfen. Asthetik hin oder her, sie gehören doch wohl in den ewigen Bestand der deutschen Ballade. Man würde statt auf sie lieber auf die bekorativen Prunkstude von Avenarius und Otto Ernst verzichten. Auch Erlfönigs Tochter von Herder, das sich neben Goethes Erlfönig wahrlich sehen lassen barf, wurde die schone Auswahl von mythischen Balladen wefentlich bereichern und dem Lehrer weitere fruchtbare Bergleichsmöglichkeiten bieten, wie es das ausgezeichnete Buch sonst in so reichem Maße tut. Die "Deutschen Ballaben", die der österreichische Dichter Franz Karl Ginzken

Die "Deutschen Balladen", die der österreichische Dichter Franz Karl Ginzken für die Sammlung Reclam ausgewählt hat, verfolgen ganz andere Ziele. Ginzken nimmt ungescheut auch Stücke aus, die man höchstens noch als balladenartig bezeich-

nen kann. Seine Auswahl aus dem Balladenschat von Herber bis Liliencron und Spitteler ist reizvoll, aber höchst persönlich. Sie geht eher darauf aus, weniger Bekanntes ans Licht zu ziehen, als den gesicherten Bestand der deutschen Ballade darzubieten. Gut die Hälfte der Sammlung wird dann aber von Dichtern unserer Tage bestritten. Diese Abersicht über neueres Balladenschaffen — auch mit zahlereichen ungedruckten Gedichten wird aufgewartet — gibt dem Bändchen seinen Hauptwert. Es sindet sich da sehr viel gut Gearbeitetes und Sauberes, wenn auch nicht manches wirklich überragend und notwendig scheint. Während Lang mit Glück eine sinnvolle Gliederung nach sormalen und motivischen Gesichtspunkten durchschihrt, ordnet Ginzken nach dem Geburtsjahr der Dichter. Das scheint äußerlich und erweist sich bei seinen Absichten doch als sehr glücklich. Es gestattet überraschende Einblicke in den Bandel der Generationen, z. B. in eine sortschreitende Auslösung der strengen Balladensorm, in die Versuche der Ausweitung des Stossgebietes, in das Weiterleben von Traditionen.

Die beiben Sammlungen, an Umfang nicht sehr verschieben, haben nur 17 Gedichte gemeinsam. Bei all ihrer Verschiebenartigkeit ergänzen sie sich in glückelicher Weise. Frig Rittmen er.

Rachtrag zu Steding, Das Reich und die Rrantheit der europäischen Rultur.

Nachbem wir in der Mainummer dieser Zeitschrift das genannte Werk von Steding in ablehnendem Sinne beurteilt haben, wird nun bekannt, daß es auch im Deutschen Reich nicht überall Zustimmung findet. So hat namentlich die "Bücherkunde", das "Organ der Reichsstelle zur Förderung des deutschen Schrifttums" (Seite 244, Ausgabe A), Stedings grundlegende und alles in schiefes Licht stellende Irrtümer ausgedeckt und das Buch damit ebenso abgelehnt, wie wir es getan haben. Es schien uns gerecht, dieses Abrücken des parteiamtlichen Deutschlands von Stedings Urteil über uns Neutrale hier zu erwähnen; es kann uns selbstwerktändlich nur in der Überzeugung bestärken, daß wir dem verstorbenen Verfasser bes versehlten Werkes mit unserer scharsen Zurechtrückung der Dinge nicht Unrecht getan haben.

B. Henzen: Johann Caspar Möritosers Ansichten über Sprache und nationale Gigenart in der deutschen Schweiz. Huber & Co., Frauenseld u. Leipzig 1939.

Henzen läßt es sich angelegen sein, uns eine vor genau hundert Jahren erschienene Schrift über Mundart und Schriftsprache näher zu bringen. Deren Berfasser war der thurgauische Pfarrer und Schulmann Mörikofer, 1877 in Zürich gestorben. Mit Recht findet Balter Benzen, man durfte heute darauf horen, mas solche bedeutende Schweizer der Bergangenheit zu den jest aufs neue umstrittenen Fragen gesagt haben. Er verhehlt nicht, daß von den Anschauungen Mörikofers nicht alle haltbar sind, daß wir heute in manchen sprachwissenschaftlichen Fragen besser Bescheid wissen, aber er zeigt uns auch, daß jene Alten in vielen Dingen unbefangener geurteilt und tieser gegraben haben. Benn Henzen am Schlusse sagt, die beste sprachliche Landesverteidigung wäre die, die auch durch die Schriftsprache—eine einwandsreie Schriftsprache, versteht sich — den Schweizer hindurchschimmern ließe, so ist hier Tieseres und Bichtigeres gesagt als in den Duzenden von Aufstätzen, die heute unsere Blätter mit Auslassungen über den Gegenstand füllen. Mörikofer hatte sich im selben Sinn ausgesprochen: "Wenn der Schweizer eigene Bedanken hat, muß sich ihm auch (in ber Schriftsprache) die eigentumliche Musbrudsweise berfelben ergeben, wobei eben feine eigentumliche Sprachphysiognomie auch seiner Darstellung einen eigentümliche Charafter aufprägen wirb". Sier liegt in der Tat der Rern der Sache: "eigene Gedanken haben", so sehr wir selbst sein, daß unser Deutsch auf jeden Fall immer un fer Deutsch bleibt und boch unser Deutsch ist, barauf kommt es an und bazu soll ber Schweizer erzogen werden. Der andere Weg: aufprogen, über "die draußen" ichimpfen und dabei das sprachlich bequemste Gewand ungewaschen anziehen, ist freilich der leich. tere. Und auch ein dritter empfiehlt sich einem oberflächlichen Geschlechte als recht gangbar: schulgerecht und farblos sein Bischen armselige Sabe in heimatloser Sprache darbieten und dann stolz sagen: mir merkt kein Mensch den Schweizer an. Eduard Blocher.

Schulfragen.

Prof. Dr. Mag Zollinger: Hochschulreife. Bestimmung und Berantwortung uns ferer schweiz. Symnasien. Berlag Mag Riehans, Zürich und Leipzig. 1939.

Wie alles geistige Leben, so ist auch die Bildungsarbeit unserer schweizerischen Ghmnasien einer Entwicklung unterworsen. Nun ist über das Bildungsziel, über die Stoffgestaltung und Stoffbegrenzung, über die Auslese und Bewertung der Schüler und viele andere Fragen der Mittelschule in den letten Jahren viel geschrieben und gesprochen worden. Hauptsächlich sind an den Konserenzen schweizerischer Ghmnasialrektoren und an den Jusammenkünften schweizerischer Ghmnasialehrer alle diese Fragen aufgerollt und eingehend geprüft worden. Tatsache ist, daß unser Ghmnasium unter der ständigen Junahme des Stoffes einerseits, wie auch der Schülerzahl andrerseits leidet, weshalb sich ihre Leiter gezwungen sahen, diese

Probleme ernsthaft zu untersuchen.

Der Lehrer am Ghmnasium — überhaupt an jeder Mittelschule, die mit einem Examen abschließt, steht täglich unter dem Eindruck, keine Zeit verlieren zu dürsen. Raum kann er es sich leisten, einmal mit seinen Schülern einen so wohltuenden Abstecher zu machen in ein Gebiet, das heute nicht gerade "zum Unterricht gehört". Er und seine Schüler sind dauernd gehebt, das vorgeschriebene Ziel zu erreichen, und die Fülle des zu "behandelnden" Stoffes läßt dem Lehrer kaum die Freiheit, einmal andere Wege der Stoffgestaltung beschreiten zu dürsen. Der Schüler sieht sich dauernd einem Berg von Aufgaben gegenüber, schickt sich schließlich in das Unsahwendbare und sucht sich so gut als möglich durchzuschlagen, sosern er nicht, durch ein gutes Gedächtnis begünstigt, sich erlauben kann, gewisse Stoffe weniger lange einprägen zu müssen. — So kommt es, daß heute ein Ghmnasiast, rein quantitativ, mehr erarbeiten muß als noch vor 20 Jahren, und gründlich zu arbeiten wird ihm durch die Schule beinahe verunmöglicht, obwohl sie die "Erziehung und Selbstänbigkeit und Selbstätigkeit" auf ihre Fahnen geschrieben hat.

In klarer Weise und in sließender Darstellung hat nun der Versasser in seiner vorliegenden Schrift einen Aberblick gegeben über die Möglichkeiten einer Mittelschulresorm und all das zusammengesaßt, was an den oben erwähnten Konserenzen erörtert wurde. Wir haben hier einen Duerschnitt durch die ganze Problematik der Mittelschulresorm vor und, wie er verständlicher kaum könnte dargelegt werden. Aus seiner reichen Ersahrung als Dozent an der Hochschule, wie auch als Ghmnasiallehrer umschreibt der Versasser die Vildungsziele und Vildungsart von Ghmnasium und Hochschule und zeigt damit das Wesentliche im Vildungsprozeß der beiden Schulthpen. In diesem Zusammenhang weise ich gerne darauf hin, daß es nicht Ziel des Ghmnasiums ist, Mediziner, Altphilologen oder Mathematifer heranzubilden, sondern ganz einsach Akademiker, also geistig gereiste Menschen, die zu je dem Studium fähig sein sollen. Es ist Sache ganz nur der Hochschule, ihre Studenten in diese Fachwissenschaften einzusühren. (Es gibt nämlich immer noch Ghmnasialsehrer und auch Ghmnasiasten, die hierin nicht klar sehen.)

Weit mehr als diese eigentlichen Schulprobleme interessiert uns hier die Frage nach der Charakterbildung und der nationalen Erziehung im Ghmnasium. Zollinger zeigt, daß das Ghmnasium als solches kein Fach kennt noch kennen darf, das diesen Unterricht im besonderen treibt. Charakterbildend wirkt es durch die Persönlichkeit des einzelnen Lehrers. Durch die Geistesbildung wirkt das Ghmnasium mit an der nationalen Erziehung. "Eine Notwendigkeit", lesen wir Seite 72, "ist eine besondere mündliche Prüfung in Schweizergeschichte und schweizerischer Versassungstungstunde bei der freien Gibg. Maturität, denn hier besteht nicht die mindeste Gewähr dassir, daß die Vorbereitungsinstitute für die nationale Erziehung auch nur annähernd Genügendes leisten." — Drei Pslichten sollen der Vildungsarbeit des Ghmnasiums als selbstverständlich innewohnen: die Erziehung zur geistigen Selbsständigkeit, die Erziehung zur Gelbstverantswortung.

Und nun komme ich hier zu einer Feststellung, mit der ich nicht einig gehen kann. Es handelt sich um die Grundfrage jeder Resorm des Ihmnasiums, von der Zollinger behauptet, daß sie nicht von ihrer welt ansch aulichen Haltung aus allgemein gültig beantwortet werden kann. Der Versasser sührt selbst einen protestantischer (Brunner) und einen katholischen (Emmenegger) Gegner dieser Auf-

fassung an (Seite 139), weshalb ich mich hier bamit begnügen barf, festzustellen, daß eben alle mahre Bildungsarbeit nur begründet werden fann durch den Glauben.

Wir stoßen immer wieder, und so auch hier, auf die merkwürdige Tatsache, daß sowohl das Bildungsziel, als auch Reformvorschläge für das Ghmnafium rein nur aus der humanistischen Idee abgeleitet werden, mahrend wir doch schon längst erkannt haben sollten, daß aus dem humanismus heute keine neuen Kräfte her-

borgehen können.

So ist zum Beispiel die Idee der Selbstverantwortung, die als eine der Drei Pflichten des Gymnasiums aufgestellt wird, keine humanistische Idee, obwohl fie hier als solche aufgeführt wird; jie ist vielmehr eine ganz klare, religiöse Kraft, benn Selbstverantwortung gibt es nur, wo wir uns Gott verantwortlich fühlen. "In dem Moment aber, wo ein Mensch anfängt, mit Gott zu leben, erwacht er zur Selbständigkeit, zur eigenen Berantwortung und zum eigenen Denken und Wollen." (Brunner, Der Mensch im Widerspruch. Seite 293.)

Bon die sem Standpunkt allein, also vom entschieden religiösen, oder noch klarer christlichen, kann gezeigt werden, worin eine Bildungsresorm der Mittelschule

besteht und wie sie zu gestalten ware. So sehr wir diese Schrift begrüßen als umfassende Darstellung und Bewertung der hinter uns liegenden Auseinandersetzungen über die Reform des Ihmnasiums, so sehr bedauern wir auch, daß sie nicht Wege und Mittel zeigt für eine wahre Neugestaltung der Mittelschule, benn, wie Brunner fagt, "die Frage nach bem rechten Ghmnasium mündet mit Notwendigkeit in die Frage nach dem rechten Glauben" *). Jedenfalls war es die Absicht des Verfassers, uns nur einmal mit dem Tatbestand bekannt zu machen. Es wird darum einer kommenden Generation vorbehalten sein, das zu erreichen, was uns versagt ist. "So muß es uns zunächst genügen, das Erreichbare zu erreichen und wenigstens die Richtung zu erkennen, in der die weitere Entwicklung unserer Symnasien verlaufen sollte." (Seite 152.) Möchten wir die wahre Richtung wirklich erkennen!

Alfred Stüdelberger.

Schweizer Geschichte und Schweizer Kunst.

Arnold Eugster: Joh. Beinrich Tobler (1777—1838). Festschrift zur Ginweihung des Tobler Denkmals auf Boegelinsegg 1938. Drud von S. Stadelmann, Teufen (App.).

Wer kennt nicht das schöne Appenzeller Landsgemeindelied: "Alles Leben strömt aus Dir"? Es ist einer der feierlichsten Momente im ganzen Jahr der Oftschweiz, wenn seine Tone über den herrlichen Landsgemeindeplat erklingen. Dem Komponisten dieses Liedes ist die vorliegende anspruchslose, aber gehaltvolle Schrift gewidmet, die sich auf autobiographische Notizen Toblers stütt. Arnold Eugster erzählt in schlichter, gemeinverständlicher Art zunächst bas Leben Toblers, bas einen fteten Aufstieg von einfachen, ja von ungeordneten Berhaltnissen zum hablichen, im ganzen Kanton angesehenen Manne aufweift. Ein zweites Kapitel bringt die Schilderung vom gemeinnützigen Wirken Toblers, das für die Gemeinde Speicher wie für den Kanton eine vielseitige Tätigkeit bedeutet, die u. a. auch die Forderung der staatsbürgerlichen Erziehung umfaßte. Der britte Abschnitt erzählt vom feurigen Patrioten und eifrigen Politifer Tobler, der eine jugendfrische Schrift über die Landsgemeinde verfaßte und im Herbst 1814 als Landschreiber die eidgen. Repräsentanten Jakob Bellweger und Eicher von der Linth auf ihrer gefahrvollen Reise nach Sargans, ins aufständische Oberland, begleitete. Ende ber zwanziger Jahre treffen wir Tobler unter den eifrigsten Borkampfern der kantonalen Berfassungsrevision. Er trat daneben auch fräftig für die Erneuerung der schweizerischen Bundesverfassung, wie für die Abwehr fremder übergriffe im Flüchtlingswesen, ein.

Allein Tobler mare kein rechter Appenzeller gewesen, hatte er nicht auch noch eine ausgesprochene Borliebe für Mufit, besonders für ben Gesang, an den Tag gelegt. Als Romponist erreichte Tobler, wie der junge Musikhistoriker Dr. Walter Rüsch (Locarno) in einem seinsinnigen Nachwort barlegt, eine "krastvolle Eigenart",

^{*)} Seite 140 und 61. Jahrb. d. VSG, S. 44.

bie auf ber Echtheit und bem Goldwert seiner musikalischen Inspiration beruht und in der Melobie des Landsgemeindeliedes einen Sobepuntt volkstumlicher Musik erreicht."

Wer Freude hat an der kraftvollen appenzellischen Eigenart, mit ihrer Unternehmungs- und Sangesluft, ber greife zu biefer neuen Schrift Arnold Eugsters, und er wird in ihr Belehrung und Bergnugen zugleich finden.

Dr. Arnold Heinrich Schlatter: J. C. Rern. Sein Birten in der Schweiz (1832-1856). Sonderabdrud aus Beft 75 der Thurgauifden Beitrage gur vaterlandifden Gefdichte. Berlag Suber & Co., Frauenfeld. 1938.

Wieder eine Burcher Differtation aus ber trefflichen Schule von Prof. Bagliarbi, jur Burbigung eines schweizerischen Staatsmanns. Das Wirfen Soh. Conrad Kerns ist zum ersten male zum Gegenstand einer geschichtswissenschaftlichen Untersuchung gemacht worden, jenes thurgauischen Politifers, bessen Rame einst zu den meistgenannten Namen in der Eidgenossenschaft gezählt wurde. Als Kantonsrat, wie furze Zeit als Regierungsrat und Mitglied der Justizkommission, diente er bem Thurgau, als Bundesgerichtsprasident, Prafident des Schweiz. Schulrats, als Tagfatungsgesandter, wie später als Mitglied ber Bundesversammlung und als schweizerischer Gesandter in Wien und später in Paris, erwarb er sich große Berbienste um die ganze Schweiz, in der er als einer der führenden Köpfe um die Mitte des 19. Jahrhunderts galt. Zu bedauern ist nur der Umstand, daß nicht auch noch die Pariser Gesandtenzeit behandelt wurde, doch hoffen wir, der Autor schenke uns diesen Teil der Kernbiographie möglichst bald, damit das gesamte Bild der Wirksamkeit des bedeutenden Mannes in Erscheinung trete.

Schlatter gibt uns eine auf ben vorhandenen Quellen umsichtig aufgebaute, im Urteil vorsichtig formulierte Arbeit, bei der jede Abertreibung sorgfältig vermieben wird. Gelegentlich ware etwas mehr Barme für den Gegenstand auch in der Darstellung zu wünschen. Die Schweiz ist, trop der vielen Politiker, nicht sehr reich an solch ausgesprochenen staatsmännischen Begabungen, wie Kern, so daß, in aller Bescheidenheit, auf diese außergewöhnliche Erscheinung, die zudem ein gefestigtes Ethos aufweist, aufmerksam gemacht werden darf. Die schweizergeschichtliche Forschung bes 19. Jahrhunderts ist Arnold Heinrich Schlatter zu großem Dank verpflichtet für diese gründliche und solide Arbeit. Bilh. Chrenzeller.

Nationale Politik.

Dr. Jatob Steiger: Carl hiltys Schweizerisches Bermächtnis. Berlag huber & Co., Frauenfeld/Leipzig. 1937.

Wer sich gelegentlich in die Gedankenwelt Siltys vertieft, ber wird bem Berfasser dieser Schrift bankbar sein, bag er sie gerabe jest veröffentlicht. Gin Bolksbuch tann und will fie jedoch nicht fein, wohl aber ein Wert, das gang im Sinne

Hilths sich an die denkende und geistig regsame Führerschaft der Schweiz richtet. Nach Sachgruppen vorgehend, gliedert der Verfasser den Stoff, den er aus ben verschiedenen Beröffentlichungen Hilths schöpft, in drei Hauptteile: in die politische Aufgabe des Staates, in das Bolt als den Träger dieses Staates und in die politische Organisation der Schweiz. Den Schluß bildet ein interessanter Ausschnitt aus einem Notizhest Hiltys vom Jahre 1872.

hilth zählt zu den ganz großen Männern des neuen Bundes. In Chur als der Sohn eines Arztes aufgewachsen, widmete er sich dem Studium der Rechte, wurde Anwalt in Chur und wirkte dann vom Jahre 1873 an als Prosessor in Bern. Neben seinem Lehramt vertrat er auch den Kanton St. Gallen im Nationalrat. Auf dem "Glauben an Gott, an den Sieg seiner Wahrheit und Gerechtigkeit" fußend, nahm er sich bor, bei allen Entscheiben zu fragen, mas dient bem eigentlichen Bolt. Dies machte ihn zu bem überragenden Führer. Sein Ziel bestand, wie er 1872 in seinem Tagebuch festlegte, im Kampf für "Fortschritt, Bürgertum, Bolkstum und beutsche Art". Die für die Gegenwart geschrieben, find insbesondere feine Gebanten über bie Behauptung ber Schweig nach außen. Benn ber Rleinftaat bie allgemeine Lage richtig erkennen will, so spürt er, wie Hilth ausführt, daß es Torheit ist, von einem fremden Staatsmann "etwas anderes zu erwarten als rudfichtslofe Berfolgung ber Intereffen bes eigenen Staates." Daraus folgert er, baß die Schweiz in ihrer Außenpolitik das Augenmerk gerichtet haben muß auf die ehrliche, uneingeschränkte Neutralität. "Politische Sympathien, selbst wenn sie in einzelnen Landesteilen sür diesen oder jenen Kriegsührenden vorhanden wären, können bei der Wahrung der Neutralität absolut nicht in Frage kommen." Die strikte Neutralität ist aber nur dann von Bedeutung, wenn sie getragen ist von einem Nationalge ist, der in dem hellenischen Gedanken gipfelt: "Baterland der nut ist ein Wort ohne Sinn". Aus dieser Aberlegung heraus sordert darum Hith vom Schweizer, "einen in vieler Hinschlessen Staat zu bilden" (als ihn die Nachbarn haben) "und eine Nationalität zu sein, die hoch über der Blutz- und Sprachverwandtschaft steht"; denn, schreibt er an anderer Stelle, "die Eidgenossensschaft besteht seit ihren allerersten, äußerlich unbedeutenden Ansängen nur durch einen sesten Glauben an eine außerordentliche Bestimmung, an eine besondere Borsehung, die ihre Geschieße regiert, an ein außerwähltes, besonderes Bolkstum vor allen andern."

Wenn Hilth diese start ausgeprägte nationale Einstellung vom Schweizer sordert, so tut er das aus der Erkenntnis heraus, daß ein einseitig wirtschaftlich orientierter Staat wie die Schweiz, "sehr leicht in die unwürdige Abhängigkeit einer fremden Vorherrschaft" geraten könne. Darum lehnt er auch die Beteiligung der Sozialisten an der Staatsführung ab. Zur Staatsführung, äußert er sich, braucht es "ein streng nationales Programm ohne Ausländert in derei.. und einen allmählich eintretenden bessern Zusammenschluß auch mit all densenigen Elementen, die dem spezissischen Sozialismus nicht angehören, dennoch aber ein

Berg für bas arme Bolt haben". -

Dieses "Schweizerische Vermächtnis" Hilths, das der Verfasser dem Leser so klar vor Augen führt, ist ein Buch voll edelster vaterländischer Gedanken, dem man eine starke Beachtung wünscht. Ernst Steinemann.

Der Maler Johann Meldior Byrsch von Buochs. 1732—1798. Sein Leben und sein Werk. Bon Dr. Paul Fischer. (74 Abbildungen auf 24 Bildtafeln.) Kommissions=Berlag: Buchhandlung C. Bachmann, Zürich 1. 1938.

Diese verdienstvolle, eingehende Würdigung des Unterwaldner Malers Johann Melchior Whrsch ist als Dissertation der Universität Zürich unter Prof. Dr. K. Escher entstanden. Für das Material in Frankreich lagen wertvolle Vorarbeiten Georges Blondeaus, früherer Staatsanwalt am Gerichtshof in Dijon vor. — Am 21. August 1732 wurde Johann Melchior Joses Würsch geboren; erst der Maler sührte die Schreibweise Whrsch ein, die dann von der Familie beibehalten wurde. Im Abschnitt "Leben und Persönlichkeit" schildert Dr. Fischer die Lehrzeit in der Schweiz und in Italien, wo er die für sein Leben entscheidende Bekanntschaft von Luc Breton machte, die anregenden Jahre in Zürich und Solothurn, seinen Aufenthalt in Besançon, 1773 die Gründung der Maler- und Vilhauerschule mit Luc Breton und seine Tätigkeit als Lehrer und Künstler daselbst. In einem letzen Kapitel wird seiner Heimehr, der Erblindung und des tragischen Endes durch französische Marodeure im September 1798 gedacht.

Dr. Fischer durchgeht in zwei eingehenden Kapiteln Bhrschs künstlerische Entwicklung und die verschiedenen Einflüsse, die sich besonders in seinen religiösen Rompositionen geltend machen. Zum Schluß kommt er zu einem Bergleich mit dem zweiten bedeutenden zeitgenössischen schweizerischen Porträtmaler, dem Binterthurer Anton Graff (1736—1813), der seinen Birkungskreiß in Dresden fand. Whrsch ist in den Frauenbildern gewandter, es zeigt sich der französische Einfluß, doch die treue Naturwahrheit der Porträte haben beide Schweizer in Frankreich und in Deutschland gewahrt. In liebenswürdigen Gruppenbildern bewähren sich beide, erwähnt sei nur Whrschs Bild der Prinzelsin de Bauffremont und ihrer Kinder und

Graffs Anaben, mit Seifenblasen spielend.

Sehr verdienstvoll ist das äußerst genau zusammengestellte, kritische chrono-logische Werkverzeichnis der Gemälde und Zeichnungen, die Angabe der Ausbewahrungsorte und Besitzer der Werke Wyrschs. Die reiche Bedilderung des Bandes, angesangen mit den zwei Porträtbüsten von J. M. Wyrsch, den Taseln mit den Porträten schweizerischer Notabilitäten, französischem Abel und religiösen Kompositionen, gibt eine ausgezeichnete Abersicht des Deubres von Wyrsch. Ich möchte wünschen, daß viele unserer Schweizerkünstler, wie hier durch Dr. Fischer, eine

gleich eingehende fünstlerische und kulturhistorische Würdigung erhielten, das Bildmaterial mit ebenso viel Verständnis ausgewählt würde wie in dieser Arbeit. Emma Reinhart.

Jeldherren.

Meldior Fischer: Münnich. Feldherr, Ingenieur, Hochverräter. Societäts=Berlag, Franksurt a. M. 1938.

Burchard Christoph v. Münnich (1683—1767) gehört zu jenen zahlreichen Deutschen, benen Rußland zu einer zweiten Heimat wurde, die dort Großes leissteten und doch heute beinahe vergessen sind. Aus Oldenburg stammend, durchzog der junge Münnich mit den Truppen Hessen-Kassels Europa, trat dann in polnische Dienste über, um schließlich unter Peter dem Großen nach Rußland berusen zu werden. Er erbaute den Ladoga Kanal, führte erfolgreich im Feldzug von 1736—39 die russischen Heere gegen die Türkei, ließ durch den Staatsstreich von 1740 Anna von Mecklenburg zur Regentin ausrusen, um dann, selbst ein Opfer des Staatsstreichs der jungen Elisabeth, bis zu deren Tod, 20 Jahre in der sibirischen Berbannung zu leben.

Bielleicht ist es weniger das Schicksal dieses aufrechten, jähzornigen und hochfahrenden Menschen, das den Leser gesangen nimmt, als die Schilderung des Hintergrundes, auf dem er sich bewegt. Das ganze Europa des ausgehenden 17. und beginnenden 18. Jahrhunderts, namentlich auch das damalige Rußland, erstehen mit allen Licht- und Schattenseiten. Dies allein genügt, um dem Werke Vischers alle Beachtung zu sichern. Möglich, daß Münnich nicht so makellos war, wie der Versasser ihn sieht, möglich auch, daß seine zahlreichen Widersacher nicht ausschließslich aus Neid und Eigennut handelten (so hatte wohl Elisabeth gute Gründe, ihn zu beseitigen); es bleibt, daß das Buch uns gewissermaßen ein Fenster öffnet in eine uns wesensfremde Welt: die russische.

Drei Zeitgenossen und Gegner Napoleons: Gneisenau / Radehty / Wellington.

Gerhard Seine: Gneisenau. Gerhard Stalling, Oldenburg 1938. Eugen Schmahl: Radesty. Bier Falten Berlag, Berlin 1938. Theodor Lüde: Bellington. Rowohlt Berlag, Berlin 1938.

Gneisenaus und Wellingtons militärisches Leben gipfelten im Kampse gegen Napoleon. Beibe können den Anspruch erheben, wesentlich zu seinem Sturze beigetragen zu haben. Radeth wurde zwar 47jährig Stabchef des Oberbesehlshabers der verbündeten Heere, Schwarzenbergs, und es soll auch der Feldzugsplan im wesentlichen sein Werk gewesen sein. Bestimmenden Einfluß auf den Gang der Besteiungskriege hat er aber kaum gewonnen. Sein selbständiges militärisches Wirken beginnt erst 1830 mit der übernahme des Oberkommandos der Armee in Italien, und sein militärischer Ruhm gründet sich auf seine Erfolge gegen Karl Albert von Viemont (1848—49).

Herkunft, Charakter und Lebensauffassung der drei Männer sind so verschieben wie ihre Laufbahn. Drei Dinge aber waren ihnen gemeinsam: sie zeichneten sich durch persönlichen und charakterlichen Mut aus, hatten viel gegen die Widerstände in den maßgebenden Kreisen zu kämpfen, und alle drei haben mit Umsicht und Tatkraft in ihren Staaten um die Verbesserung des Wehrwesens gerungen.

Db Radekty die Leidenschaften des wahren Feldherrn in sich fühlte, bleibe dahingestellt. In seinem Leben solgt einem werhältnismäßig raschen Aufstieg eine lange Periode der Stagnation. Er hat wemiger als die andern die Bitterkeit der Ohnmacht und des Zusammenbruchs tragen müssen. Die Schläge Napoleons wurden in Osterreich, wo die Anschauungen des 18. Jahrhunderts sest verwurzelt waren, von den wenigsten als nationales Unglück empfunden, sondern eher im Geiste verslorener Kabinettskriege getragen. Und auch nach dem vorübergehenden Verlust Maislands im Jahre 1848 konnte über den letztlichen Ausgang des Kanpfes zwischen Piemont und Osterreich kaum ein Zweisel herrschen. Stets erwuchsen Radetty die größten Schwierigkeiten . . . aus der Heimat.

Ineisenau und Wellington haben alle Tiesen des Soldatendaseins ausgefostet. Der erste von Jena bis zu den Besreiungskriegen, der letztere während des
Feldzuges auf der Phrenäenhaldinsel. Während Gneisenau aber in diesen schwärzesten Jahren seiner Lausdahn den Ausstieg vom Kompagnieches zum Stadches einer Armee durchlief, führte Wellington selbständig das Heer Englands. Mag Gneisenau der ideenreichere, stürmischere (beinahe romantische) Geist gewesen sein, der als Deutscher weitgehend gesühlsmäßig handelte; Wellington war der kühlere, berechnendere und deshalb vielleicht der gesährlichere. Es ist bezeichnend, daß er in seiner ganzen Lausdahn keine Schlacht verlor. Er hatte den Mut zum Rückzug. Erst bei Waterloo streiste er die Riederlage in offener Feldschlacht. Er ist Blücher für die Rettung zeitlebens dankbar geblieben.

Von den drei Feldherrn hat wohl nur Greisenau den Atem der andrechenden neuen Zeit verstanden. Deshalb wohl, weil er, 46jährig, bei Jena noch Hauptmann war und so lange Jahre Gelegenheit hatte, dem Fühlen seines Bolkes nahe zu sein. — Radeth wußte mit der neuen Zeit nichts anzusangen. Wie er sich hätte mit ihr auseinandersehen müssen, war er zu hoch gestellt und zu alt. Auch Welslington hat sie nie ganz begriffen. Er lebte in den Anschauungen der konservastiven britischen Aristotratie. Doch stand er als Politiker so weit über den Dingen, daß er, schweren Herzens zwar, zum nachgeben riet, als die Zustände unhaltbar

geworden waren.

Radetsty war vor allen Dingen Soldat, Gneisenau Soldat und Mitbegründer des neuen Preußen, im Alter Großgrundbesitzer; Wellington Soldat und Staatsmann.

Heine beschäftigt sich mit dem Menschen Gneisenau, dem er ein schönes Denksmal sett. Wer Gneisenaus Feldherrntum erleben will, mag zu Cochenhausen greisen. (Friedrich v. Cochenhausen: Gneisenau. Mittler & Sohn, Berlin 1929.) Schmahl und Lücke haben das gesamte Wirken ihrer Helben erfaßt. Vielleicht ist Lückes Darstellung der englischen Politik von 1815—1850 einseitig. Die Liberalen haben viel zur zur Größe Englands beigetragen und Palmerston hatte die Bedürsnisse einer neuen Zeit zweisellos besser erfaßt als der Herzog von Wellington.

Heerführer des Beltfrieges. Herausgegeben von der Deutschen Gesellschaft für Wehrpolitit und Wehrwissenschaften. Mittler & Sohn. Berlin 1939.

Gine der reizvollsten Aufgaben, die sich dem militärisch interessierten Historiter stellen, ist zweisellos die Auseinandersetung mit dem Wesen des Heersührers. Die vorliegende Aussapreihe, die sich mit den Persönlichkeiten Moltke, Jossep, Falkenhahn, Conrad v. Hoesendors, Alexejew, Enver Pascha, Cadorna, Haig und Hindenburg-Ludendorss besatzt, dient diesem Zweck. Sie gehört ohne Zweisel mit zum besten, was in dieser Form verössentlicht wurde. Denn es ist nicht leicht, dem Wesen dieser Soldaten in wenigen Seiten gerecht zu werden. Wenn einzelne Beiträge es verdienen, besonders hervorgehoben zu werden, so darf man nicht überssehen, daß sichon die den Versassentlichkeit eines Enver Pascha oder Alexejew schwieriger gestalten als auf die eines Josse oder Hindenburg.

Es jei gestattet, zunächst auf ben Beitrag über Foch (Bolfgang v. Ditfurt), hinzuweisen, weil er u. E. bem Wesen bes Marschalls näher kommt als das Werk

Liddell Harts (siehe April-Heft, S. 66).

Besondere Beachtung dürsen serner die Beiträge über Josse (Müller-Loebniz), Falkenhann (Wilhelm Solger), Haig (Feeser) und Hindenburg-Ludendorfs
(Hesse beanspruchen. Haig und Falkenhann ist die Nachwelt bisher selten gerecht
worden. Engländer (mit Ausnahme Robertsons) haben an Haig scharse Kritik
geübt, letzen Endes vor allem, weil Haig an seinen Plänen festzuhalten pflegte.
Falkenhann ist in Deutschland vielsach wenig sachlich gewürdigt worden, wobei
nicht nur seine Mißersolge, sondern, unbewußt vielleicht, nur allzu oft der Gegensat Hindenburg-Ludendorff und Conrad mitgespielt haben.
Mit den Aussührungen Hesses über Hindenburg-Ludendorff als Feldherrneinheit wird ein Weg betreten, der in jüngster Zeit immer mehr Anhänger sindet.

Mit den Aussührungen Hesses über Hindenburg-Ludendorff als Feldherrnseinheit wird ein Weg betreten, der in jüngster Zeit immer mehr Anhänger sindet. Er hat, richtig aufgefaßt, für die Dauer ihrer Zusammenarbeit schon deswegen seine Berechtigung, weil es nicht nur praktisch unmöglich, sondern sachlich müssig bleibt, nachträglich ausscheiden zu wollen, wer an diesem oder jenem Entschluß, der in engster Mitarbeit geboren wurde, den Hauptanteil trägt. Es darf aber

barauf hingewiesen werben, bag, in ber Burbigung ber Perfonlichkeiten, Lubenborff bei Beffe zweifellos zu gut wegtommt. Es ift hier nicht ber Ort zu untersuchen, aus welchen Grunden Ludendorff beim Zusammenbruch nach Schweben floh, noch warum er in den Nachtriegsjahren dem Feldmarschall die Treue brach. Im Gesamtbild bes Lubendorffichen Charatters aber, tonnen ichwere Schatten nicht überseben werden, die, wohl aus pietatvoller Rudficht für die Leiftungen des Generals, von Beffe übergangen murben.

Als Ganzes ftellt bas Wert, bem Wolfgang Foerster als Einleitung eine Stubie über bas Bild bes mobernen Felbherrn vorausschickt, eine hervorragende Leistung

G. Züblin.

fritischer Geschichtsforschung bar.

Rodolfo Graziani: Il Fronte Sud. Berlag Mondadori, Milano. 1938. Während die italienischen Heerführer an der abessinischen Nordsront, de Bono und Badoglio, sehr bald nach Abschluß des Feldzuges ihre Werke über dieses gigantische Unternehmen eines Kolonialkrieges herausgaben, erschien bas Buch des Maricalls Graziani über feine Operationen an der abeffinischen Subfront erft Ende 1938. Die kompleze Materie findet darin eine meisterhafte Darstellung.

Zu Beginn 1935 wird Graziani zum Gouverneur von Somaliland und Kommandanten der dortigen Streitfrafte ernannt. Die Gegend ist ihm völlig neu. hohe italienische Offiziere, bes Landes tundig, halten eine Offenfive an ber Gubfront für undurchführbar; Graziani bagegen sieht von Anfang an die einzig ent-

Scheidende Lösung in ber Offenfive.

Riefigen Ausmaßes find die Borbereitungen für die Alimentierung feines Kolonialunternehmens. Das Mutterland liefert nach Somalia täglich für 110 000

Menschen Berpflegung, während vor Beginn der Kriegsvorbereitungen das Land seine Bevölkerung und die wenigen Weißen selbst ernährte.
Der Bormarsch an der Nordsront unter Marschall de Bono beginnt anfangs Oktober 1935. Graziani ist an der Südsront de fen sives Verhalten besohlen. Aber seiner dynamischen Natur liegt das Passive nicht; er legt seinen Auftrag sehr extensiv aus, unternimmt "Korretturen im Aufmarsch" und stößt mit zwei Koslonnen nach dem etwa 250 Km. entsernten Gorrahei vor, wo sich die ersten Gesechte rafch zu seinen Bunften entscheiben.

Mitte November übernimmt Marschall Badoglio von de Bono das Oberkommando sowie das Rommando der Nordfront. Graziani brennt auf einen Offensib-Auftrag, aber Badoglio befiehlt ihn neuerdings in die Defensive. Die Truppen ber

Auftrag, aber Badoglio benehlt ihn neuerdings in die Defensive. Die Truppen der Südfront organisieren ihre Berteidigungsstellungen mit 55 Km. zusammenhängensdem Drahthindernis. (In dieser Zeit verwenden die Italiener Gistgase als Bersgeltungsmaßnahme für die Ermordung italienischer Flieger durch die Abessinier.) Die Abessinier sind nunmehr im Bormarsch nach Süden und greisen die itaslienischen Stellungen an. Ansangs Januar 1936 erwirkt Graziani, der Mann rasdikaler Lösungen, endlich die Bewilligung zur Offensive. Seine großangelegte Gegenoffensive gegen die Truppen des Kas Desta vom 10. bis 20. Januar ist bekannt als Schlacht am G an al e D o r i a. Graziani versügt über 85000 Mann mit 77 000 Gewehren. Die Schlacht endet mit der Reiekung von Rechessi 380. Em vom Nussen Bewehren. Die Schlacht endet mit der Bejetung von Neghelli, 380 Rm. vom Ausgangspunkt bes 10. Januar entfernt. In neun Tagen ist die Armee des Ras Destà in Trümmer geschlagen; von 60 000 Mann verbleiben 6000 Bersprengte.

Die zweite Großaktion Grazianis ist bie Schlacht von Dgaben gegen bie Armee von Nasibu. Der Borstoß gegen Dagabur vom 15. bis 30. April auf 4 verschiedenen Achsen ift ein Musterbeispiel ber manövrierten Schlacht, ber Aftion ber Umfassung und Umgehung und damit der geringen Berluste. Die Armee Nasibu teilt in diesen Operationen bas Schicksal ber Truppen bes Ras Destà. Um 8. Mai erreichen die Truppen ber Südarmee Harar, am 9. Mai 1936 reichen sich die Truppen ber Nord- und Sübarmee in Dire Daua die Hände. Der Arieg ist für die Italiener

gewonnen!

Dieses Kolonialbuch ist auch für schweizerische Militärs aus einigen Gründen lefenswert. Es intereffieren besonbers:

1. nach ber psichologischen Seite: Die suggestive Persönlichkeitswirkung Gra-

zianis, die markante Führerfigur; 2. in operativer Hinsicht: Die grandiose Linie der Konzeptionen dieses Heerführers:

3. auf taktischem Gebiet: Die große Rolle ber Flugwaffe in der heutigen Schlacht;

4. in technischer Beziehung: Die große Bedeutung der Radiomittel für bie

militärische Führung, aber auch beren Gefährlichkeit.

Es ist gerade für uns, die wir im Einsat solcher Mittel noch wenig Erfahrung haben, hervorhebenswert, daß der italienische Radio-Abhorchdienst sozussagen alle chiffrierten abessinischen Funksendungen abnahm und dechiffrierte. Demzusolge war Graziani jeweils bestens über Lage und Zustand der abessinischen Truppen orientiert. Franz Nager.

Militaria.

Form und Geift in der Soldatenerziehung. Bon Oberfilt. Bilhelm Frid. Intersverlag A.=G., Zürich. 1938.

Taktik und Technik entziehen den einzelnen Soldaten im Gesecht immer mehr dem unmittelbaren Einsluß seiner Führer und bringen damit sein Verhalten in immer größere Abhängigkeit von den moralischen Kräften, die in ihm selbst wohnen. Aus Ersolg im Kriege kann deshalb nur diejenige Truppe mit Recht hossen, deren einzelne Glieder nicht allein gelernt haben, ihr Handwerk vollkommen zu beherrschen, sondern darüber hinaus auch zu selbständigen, verantwortungsbewußten Persönlichseiten erzogen worden sind, welche ihre Pflicht auch unter den schrecklichsten und seelisch zersekendsten Einslüssen des Krieges erfüllen. In der vorliegenden Ardeit, die im März 1938 der Generalversammlung der Allgemeinen Offiziersgesellscheit, die im März 1938 der Generalversammlung der Allgemeinen Offiziersgesellscheit, die im Krieges und und und kungebung vorgetragen und in der Juninummer der Allg. Schweiz. Wilitärzeitung zuerst veröffentlicht wurde, nennt der Verfasser unter Berücksichtigung unserer eigenartigen politischen und militärischen Lage zu erreischen haben und weist auf Mängel hin, die nach seiner Ansicht unseren Erziehungsmethoden vielsach noch anhaften. Er warnt eindringlich davor, sich nach ausländischen Mustern zu richten und sordert die Erziehung unserer Führer und Soldaten im weiteren Sinn zur Improvisation und Phantasie statt zu Schema und Ordenungsmäßigkeit. Die Arbeit verdient die Beachtung nicht allein der engeren Fachstreise; es ist deshalb zu begrüßen, daß sie nun als Separatabbruck weiteren Kreisen zugänglich gemacht worden ist.

Schweizer Schiefausbildung. Bon Oblt. Aemilius Müller. Interverlag A.-G. Zürich. 1938.

Vor ungefähr zwei Jahren gab Major Rochat unter dem Titel "Das Schießen. Wie ich es lerne und lehre" ein Büchlein heraus, das geschrieben wurde auf Grund umfassender praktischer Kenntnisse und reichster Ersahrung, die sich der Versassen in jahrelanger Tätigkeit als Instruktionsoffizier, Schießlehrer und Schüke erworben hatte, und dessen Wert sür die Praxis nicht leicht zu überbieten ist. In dem nicht eben beschenen Vorwort der kürzlich erschienenen "Schweizer Schießausbildung" macht sich nun aber der Versassen anheischig, dem jungen Schießlehrer eine Anleitung zu schenken, die nicht nur diesenige Rochats an praktischem Wert übertrisst, sondern überhaupt in scharfen Gegensat zur "landesüblichen" Schießausbildung zu sehen ist. Zur Verheißung so umwälzender Neuerungen genügen ihm die wenigen praktischen Ersahrungen in seinen Kekrutenschulen als Korporal und als Leutnant. Daß er mit so dürstigen praktischen Kenntnissen sein ziel nicht erreichen konnte, ja sogar auf dem Weg dahin vielsach gestrauchelt ist, kann niemanden überraschen.

Ich kann hier nicht im Einzelnen auf die Fehler eintreten, die das Büchlein neben manchem Guten und Richtigen, aber wenig Neuem enthält. Ich beschränke

mich baher auf folgende Bemerkungen.

Zunächst ein äußerliches Bedenken. Die Arbeiten Rochats und Müllers haben manche Außerlichkeiten gemeinsam. In der Sprache aber unterscheiden sie sich stark voneinander. Während Rochat sich einer einsachen, klaren und jedermann verständlichen Sprache bedient, versucht Müller seiner Arbeit durch auffallend starken und unnötigen Gebrauch von Fremdworten und wissenschaftlichen Fachausdrücken einen gelehrten Anstrich zu geben. Da die Mehrzahl der jungen Schießlehrer, an

bie fich der Berfaffer vornehmlich richtet, an eine einfache und natürliche Sprache gewöhnt sind, ware der Sache ein klarer, weniger gekunstelter Stil dienlicher gewesen. Auf die gleiche Tendenz, etwas gewichtig einherzuschreiten, ift es wohl zurudzuführen, daß ber Berfaffer eine lange Lifte von "Anforderungen bes Schießens an den Mann" zusammenstellt. Hoffentlich läßt sich daburch niemand abhalten, bas Schießen zu erlernen! Denn bei naberer Betrachtung wird er feststellen tonnen, bag manches bort Aufgeführte mit bem Schießen wenig zu tun hat ober boch begrifflich von fast unbegrenzter Dehnbarkeit ist. Bas ist "durchschnittliche Rörperkraft", was "gewisse Konzentrationsfähigkeit", "durchschnittliche Reaktionsfähigfeit", "gewisse Fähigfeit zur Berteilung der Ausmerksamkeit", usw.?

In sachlicher Sinsicht: Der Verfasser glaubt Rochat den Vorwurf machen zu muffen, daß er die Bahl der einzelnen Ubungen bei der Schiegausbildung zu fehr bem Schießlehrer anheimstellt. Als ob diefer auf irgend ein Ausbildungsschema verpflichtet werden dürfte! Es ist auch dem Berfasser sicher nicht verborgen geblieben, daß die Runft des Schießlehrers darin besteht, sich nach der förperlichen und seelischen Veranlagung jedes einzelnen Schützen zu richten und nicht, sich an ein bestimmtes Schema zu halten. Wenn das richtig ist — und es wird wohl niemand daran zweiseln —, dann muß doch folgerichtigerweise die Wahl der ein-

zelnen übungen dem Schieglehrer überlaffen bleiben.

Bum Schlug noch eines: die "graphischen Renntniffe", deren der Berfaffer sich im Borwort rühmt, haben ihn leider auf einen Frrweg geführt. Im Bestreben nämlich, sein Licht nicht unter ben Scheffel zu stellen, hat er eine ganze Reihe von Stizzen angesertigt, die auf das Zielen Bezug nehmen. Damit fällt schon rein äußerlich die Aberbetonung der Wichtigkeit des Zielens auf, während z. B. bas Abfrummen, die Abgabe des Schuffes felbst, in einen bescheibeneren Rahmen zurudgedrängt werden. Dem entspricht übrigens, wie es scheint, auch die Unsicht bes Berfaffers, der das Bielen als eine der ichwierigften Manipulationen beim Schießen bezeichnet. Dies ist unrichtig. Der Grund ungenügender Schießleistungen liegt, wie die Erfahrung zeigt, in den seltensten Fällen im Bielen. Man fann wohl zielen, versteht es aber nicht, ben Schuß richtig abzugeben.

Das Bestreben des Berfassers, "einen praktischen Beitrag zur Förderung der Behrbereitschaft zu liefern", ist durchaus anzuerkennen und zu begrüßen. Der Beitrag ware aber bedeutend wertvoller, wenn der Berfasser sein C. J. Roesler.

festeres Fundament hatte aufbauen tonnen.

Georg A. Bislin. Der unerlaubte Gintritt in fremden Militardienst als Schwächung der Behrtraft. Buchdruderei Dr. J. Beiß, Affoltern a. A. 1938.

Die juristische Dissertation von Bislin behandelt nicht allein den strafrechtlichen Tatbestand, wie er im heutigen Militärstrafrecht umschrieben ift und seit bem spanischen Bürgerkrieg besonders häufig zur Anwendung kommt, sondern enthält auch bemerkenswerte kriminalpolitische Erwägungen, die einer eingehenden Diskussion wert sind. Der Verfasser betont die positiven Werte fremden Militärbienftes für unfere eigene Behrfraft: ein Beer, bas teine eigene Rriegserfahrung besitt, ist geradezu darauf angewiesen, daß wenigstens viele seiner Angehörigen, besonders Offiziere, sich individuelle Kriegsersahrung durch den Eintritt in fremde Heere erwerben. So gelangt er zur Folgerung "Fremder Dienst des Schweizers ist Stärkung der heimatlichen Wehrkraft; auch dieser fremde Militärdienst des Schweizers ist Ausdruck wehrhafter Gesinnung und Opferbereitschaft". De lege ferenda fordert daher der Berfaffer eine Abanderung der heutigen Gesetsbestimmungen: ber individuelle fremde Dienft, der den Beimatstaat volkerrechtlich und neutralitätsrechtlich in keiner Beise berührt, soll grundfählich gestattet und nur verboten sein für Schweizer, die im schweizerischen Militardienft ober im Bilfsbienst stehen. Mit Recht verweist ber Verfasser auf die jährlichen Auswandererkontingente, die als Schwächung der Wehrkraft mindestens so sehr in Betracht fallen wie fremder Rriegsdienst, und tropbem vom Bunbe finanziell unterstütt und gefördert werden.

Neben den einleuchtenden Erwägungen militärischer Natur kommen vielleicht die politischen überlegungen etwas zu furz. Von einer Freigabe individuellen Fremdendienstes würde wohl vor allem der politische Fanatismus Vorteil ziehen, ber heute ichon, trog Berboten, zum Kampfe für Jbeologien in frembe Beere und Bürgerkriegsarmeen tritt. In die Heimat zurückgekehrt, werden diese Fanatiker, die gelernt haben, für ihre politische Aberzeugung mit der Wasse zu kämpsen, auch unsern inneren Frieden gesährden und die politischen Leidenschaften ausstacheln. Unter den heutigen Umständen dirgt fremder Kriegsdienst auch die große Gesahr der fremdartigen, unschweizerischen politischen Beeinflussung und Schulung in sich. Schließlich liesert uns die Geschichte auch Beispiele dasür, daß Schweizer, die aus fremden Diensten in die Heimat zurückgekehrt sind, auch in schweizerischer Amtsstellung den fremden Mächten mehr dienten als dem Heimatland, zum Nachteile des letzteren. Benn sich also gegen eine allgemeine Freigabe individuellen Kriegssdienstes politische Bedenken ergeben, so sollte doch die Möglichkeit bestehen, neben den Berussossisisteren auch sonst geeignete Offiziere, Unterossiziere und Spezialisten der Armee sür einige Jahre zur Dienstleistung in fremde Heere zu entsenden, mit der Verpslichtung, sich und ihre Ersahrungen nachher unserer Armee zur Bersügung zu stellen.

Bücher-Eingange.

- **Aischylos.** Die Tragödien und Fragmente. Abertragen von Johann Gustav Drohsen. Alfred Kröner Berlag, Stuttgart 1939. 408 Seiten, Preis M. 4.—.
- Attenhofer, A.: Ausklang. Gedichte. Verlag F. Schuler, Chur 1939. 93 Seiten, Preis Fr. 3.—.
- Augsburger, Werner: Treue um Treue. Erzählung aus der Zeit des Laupenfrieges. Berlag der Berbandsdruckerei A.G., Bern 1939. 144 Seiten.
- **Bainville, Jacques:** Geschichte zweier Bölker. Frankreichs Kampf gegen die deutsche Einheit. Hanseatische Verlagsanstalt A.G., Hamburg 1939. 196 Seiten, Preis M. 2.80.
- **Bargath, Walter:** Der Sinn ber englischen Festlandspolitik. Reden und Schriften britischer Staatsmänner aus zwei Jahrhunderten. C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, München 1939. 238 Seiten, Preis M. 3.75.
- **Barth, Karl:** Gotteserkenntnis und Gottesdienst. Nach resormatorischer Lehre. Verlag der Evang. Buchhandlung A.G., Zollikon 1938. 226 Seiten, Preis Fr. 5.80.
- **Bleiber, Frig:** Der Bölkerbund. Die Entstehung der Bölkerbundssatzung. Berlag W. Kohlhammer, Stuttgart 1939. 189 Seiten, Preis M. 15.—.
- Bonjour, Edgar: Werden und Wesen der Schweizerischen Demokratie. Verlag Helbing & Lichtenhahn, Basel 1939. 55 Seiten, Preis Fr. 2.50.
- Chamberlain, Neville: The Struggle for Peace. Verlag Hutchinson, London 1939. Preis 8 S 6 d.
- **Church, Richard:** Das Bollwerk. Scientia A. G. Verlag, Zürich 1939. 427 Seiten, Preis Fr. 10.—.
- **Däniker, Gustav:** Schießlehre der Infanterie in Grundzügen. 2. neubearbeitete und erweiterte Auflage. Verlag E. S. Mittler & Sohn, Berlin 1939. 224 Seiten mit 172 Abbildungen, Preis M. 6.—.
- Dibelius, Martin: Jesus. Sammlung Göschen, Band 1130. Walter de Gruhter & Co., Berlag, Berlin 1939. 134 Seiten, Preis M. 1.60.
- Die Niederwerfung der Räteherrschaft in Bahern 1919. Bearbeitet von der Kriegsgeschichtlichen Forschungsanstalt des Heeres. Berlag E. S. Mittler & Sohn, Berlin 1939. 221 Seiten, 17 Karten und 23 Abbildungen, Preis M. 4.60.
- Einkehr bei Gottfried Keller. Einführung von Hans Brandenburg. Verlag R. Piper & Co., München 1939. 180 Seiten, Preis M. 4.—.
- Falkberget, Johan: Im Zeichen des Hammers. Roman. Paul List Berlag, Leipzig 1938. 819 Seiten.
- Fraser, J. F.: The Spirit of French Canada. Berlag Columbia Universith Preß. New York 1939. 219 Seiten.

- Fren, Heinrich: Mein Heimatland. Die Schweiz. Berlag bes Berfassers, Gartenstadt, Liebefeld-Bern. 40 Seiten.
- Samper, Luise: Barbara und der Major. Erzählungen. Verlag Friedrich Reinhardt, Basel 1939. 131 Seiten, Preis Fr. 2.50.
- Große Schweizer Forscher. Herausgegeben im Auftrage ber Fachgruppe "Hochschulen und wissenschaftliche Forschung" ber Schweizerischen Landesausstellung 1939 und ber Natursorschenden Gesellschaft unter Mitarbeit hervorragender Fachleute durch Eduard Fueter. Atlantis-Verlag A.G., Zürich
 1939. 308 Seiten reich illustriert. Preis Fr. 3.—.
- Guggenbühl, Abolf: Der Kampf um die schweizerische Eigenart. Geschäftsleitung ber Jungliberalen Bewegung ber Schweiz, Basel 1939. 77 Seiten.
- Sumpert, Martin: Dunant. Roman bes Roten Kreuzes. Bermann-Fischer Verlag, Stockholm 1938. 324 Seiten.
- **Euher, Walter:** Du Bolk und Deine Schule. Ein Gespräch über Erziehung im Angesicht bes Vaterlandes. Verlag Huber & Co. A. G., Frauenfeld 1939. 115 Seiten, Preis Fr. 3.20.
- **Hafner, Karl:** Bürcher Bürgerinnen- und Heimatbuch. Herausgegeben im Auftrag bes Erziehungsrates. Verlag ber Erziehungsbirektion bes Kantons Zürich, Zürich 1939. 229 Seiten und 1 Karte.
- von Hausen, H. E., und Rößler, H.: Grundriß der deutschen Wohlfahrtspflege. Verlag W. Kohlhammer, Abteilung Schaeffer, Leipzig 1939. 133 Seiten, Preis M. 3.—.
- heer, P. Gall: Johannes Mabillon und die Schweizer Benediktiner. Berlag Leobuchhandlung, St. Gallen 1939. 469 Seiten, Preis Fr. 7.50.
- Belb, Martin: Sternstunden. Gebichte. Begweiserverlag, Zürich 1938. 36 Seiten.
- Herlit, N.: Sweden, A Modern Democracy on Ancient Foundations. Berlag The University of Minnesota Preß. 1939. 127 Seiten.
- Heffe, Kurt: Mein Hauptmann. Bildnis eines Soldaten. Deutscher Verlag, Berlin 1938. 325 Seiten.
- Jahrbuch für Behrpolitit und Behrwissenschaften 1939. Herausgegeben von ber Deutschen Gesellschaft für Wehrpolitit und Wehrwissenschaften. Hansenschaften Berlagsanstalt A.G., Hamburg 1939. 260 Seiten, Preis M. 7.50.
- Rnapton, E. J.: The Lady of the Holy Alliance. Berlag Columbia University Preß. New. York 1939. 262 Seiten.
- von Kral, August: Das Land Kamal Atatürks. Der Werbegang der modernen Türkei. Wilhelm Braumüller Verlag, Wien 1937. XII und 344 Seiten, Preis M. 7.50.
- **Laur, G.:** Der Schweizerbauer. Seine Heimat und sein Werk. Eine Darstellung der Verhältnisse und der Entwicklung der schweizerischen Landwirtschaft im 20. Jahrhundert. Verlag Schweizerischer Bauernverband, Brugg 1939. 674 Seiten reich illustriert.
- **Martwalder, H.:** Der Laupenkrieg 1939. Festgabe des Organisations-Komitees der Laupenschlachtseier 1939. Herausgegeben von der Stadt-Kanzlei, Bern 1939. 52 Seiten und 10 Kunstdrucktaseln, Preis Fr. 2.—.
- **Well, Wax:** Abalbert Stifter. Insel-Verlag, Leipzig 1939. 73 Seiten, Preis 80 Pf. **von Woltfe, Helmuth:** Briefe aus der Türfei. Auswahl und Nachwort von Max Horst. Albert Langen / Georg Müller Verlag, München 1938. 76 Seiten und 1 Kärtchen.
- Mofer, Franz: Der Laupenfrieg 1339. Festschrift zur 600-Jahrseier 1939. Ber- lag Dr. Gustav Grunau, Bern 1939. 174 Seiten.
- Mumenthaler, Max: Cidgenössische Protokolle. Gedichte. Mit Zeichnungen von H. Tomamichel. Weltwoche-Verlag, Zürich 1939. 80 Seiten.

- **Pahl, Balter:** Weltkampf um Rohstoffe. Wilhelm Goldmann Berlag, Leipzig 1939. 368 Seiten mit 45 Bilbern und 33 geographischen Darstellungen, Preis M. 6.80.
- **Pearce, C. A.:** NRA Trade Practice Program. Berlag Columbia University Preß. New York 1939. 225 Seiten.
- Prominente Sportler sprechen. Herausgegeben von A. u. E. Bobmer und A. Hügli. Verlag Friedrich Reinhardt A.G., Basel. 366 Seiten und 75 Abbildungen auf Kunstdrucktaseln, Preis Fr. 4.80.
- Pulver, Max: Neue Gedichte. Drell Füßli Berlag, Zürich 1939. 39 Seiten, Preis Fr. 3.50.
- **Reddaway, W. F.:** Marshal Pilsudsti. George Routledge & Sons Ltb., 68—75 Carter Lane, London E. C. 1939. 334 Seiten mit Kunstdrucktaseln, Preis 15 S.
- Reinhart, Josef: Us junge Johre. Deppis vo beheime. Berlag Friedrich Reinhardt, Basel 1939. 143 Seiten, Preis Fr. 2.50.
- Roedel, Reto: Terra e Gente Clvetica. Berlag Fehr'sche Buchhandlung, St. Gallen 1939. 31 Seiten, Preis Fr. 1.—.
- Rothermere, Viscount: Warnungen und Prophezeiungen. Übersetzt von Dr. Fritz Fiedler. Scientia A.G. Verlag, Zürich 1939. 300 Seiten, Preis Fr. 7.50.
- **Echafroth, M. F.:** Frembendienst von innen betrachtet. Selbstverlag des Verfassers, Thunstr. 34, Bern 1939. 32 Seiten, Preis Fr. 1.20.
- **Schüddekopf, Otto Ernst:** Britische Gedanken über den Einsatz des Luftheeres. Verlag von E.S. Mittler & Sohn, Berlin 1939. 131 Seiten, Preis M. 3.80.
- Schweizer Künftler illustrieren die Bibel. 30 Bilder mit biographischen Rotizen der mitwirkenden Künstler und einer Einführung von Seminardirektor Konrad Zeller. Zwinglisverlag, Zürich 1939. 95 Seiten, Preis Fr. 3.50.
- Schweizer Wehrgeist in der Kunst. Herausgegeben durch das Komitee "Schweizer Wehrgeist in der Kunst", Dr. P. Hilber, Eugen Whler, Oberstlt. Dr. P. Gusler, Frédéric Lieberherr. Druck Roto-Sadag A.G., Genf 1938. 347 Seiten, reich illustriert.
- **Seton-Watson, R.W.:** Munich and the Dictators. Methuen & Co. Ltd. Publishers, 36 Essex Street, London W. C. 2, 1939. 188 Seiten.
- Sieburg, Friedrich: Blick durchs Fenster. Aus 10 Jahren Frankreich und England. Societäts-Verlag, Franksurt a.M. 1939. 324 Seiten, Preis M. 6.80. M. 6.80.
- Sonnemann, Th.: Die Frau in der Landesverteidigung. Ihr Einsat in der Industrie. Verlag Gerhard Stalling A.G., Oldenburg i. D. 1939. 179 Seiten, Preis M. 4.20.
- Steiger-Lenggenhager, Marie: Die Schule sollte . . . Ernsthafte Plaudereien über Schule und Elternhaus. Walter Loepthien Berlag, Meiringen 1939. 103 Seiten, Preis Fr. 2.80.
- Steinmann, August: Die Montaschiner. Roman. Berlag Schweizer Bücherfreunde, Zürich 1939. 282 Seiten.
- Stüdelberger, Alfred: Der Erzieher als Seelsorger. Gotthels-Verlag, Zürich 1939. 72 Seiten, Preis Fr. 1.90.
- Studi, Alfred: Hilth-Worte. Buchhandlung der Evang. Gesellschaft St. Gallen 1939. 80 Seiten, Preis Fr. 1.60.
- Szeps-Zuderfandl, Berta: Ich erlebte fünfzig Jahre Weltgeschichte. Bermann-Fischer Berlag, Stockholm 1939. 312 Seiten.
- **Thurgauer Wanderbuch.** Band I und II. Herausgegeben von der Thurgauischen Berkehrsvereinigung, Frauenfeld 1938 und 1939. 94 und 108 Seiten mit Karten und Zeichnungen.
- **de Traz, Robert:** L'homme bans le rang. Librairie Pahot & Cie., Lausanne 1938. 215 Seiten.

Truog-Saluz, Tina: Aus Heimat und Fremde. Erzählungen. Berlag Friedrich Reinhardt, Basel 1939. 131 Seiten, Preis Fr. 2.50.

Tügel, Ludwig: Der Brood. Hanseatische Berlagsanstalt A. G., Hamburg 1938. 123 Seiten, Preis M. 2.80.

Bölder, Otto: Der französische Solbat. Wesen und Haltung. Verlag E. S. Mittler & Sohn, Berlin S. W. 68, 1939. 103 Seiten, Preis M. 2.50.

Bais, Kurt: Die Gegenwartsbichtung der europäischen Bölfer. Junker & Dünnshaupt Berlag, Berlin 1938. XX und 567 Seiten mit 105 Abbildungen, Preis M. 14.—.

Balden, J. B. und **Paine, St. D. L.:** Die lange Peitsche. Die Geschichte eines großen Schlittenhundes. Franck'sche Berlagshandlung, Stuttgart 1939. 199 Seiten, 18 Kunstbrucktaseln und eine Karte, Preis M. 6.—.

Behner, Josef Magnus: Elisabeth. Eine Erzählung. Hanseatische Verlagsanstalt A.G., Hamburg 1939. 128 Seiten, Preis M. 3.50.

Benz, Heinrich: Das Indische Reich. Wilhelm Goldmann Berlag, Leipzig 1939. 188 Seiten und 1 Kartenstizze, Preis M. 3.50.

Bestendörps, Karl: Der soziologische Charakter der englischen Bildersprache. Junker & Dünnhaupt Berlag, Berlin 1939. 318 Seiten, Preis M. 14.—.

Birz, Hans Georg: Gestalten und Gewalten der Schweizer Geschichte. Band I: Zwischen Morgarten und Sempach. Laupen als Ring in der Kette. Verlag A. Francke A.G., Bern 1939. 160 Seiten, Preis Fr. 4.50.

Mitarbeiter diefes heftes (Fortfetung).

Dr. K. G. Kachler, Basel, Riehenring 99.
Karl Alfons Meyer, Kilchberg b. Zch., Schlößbergstr. 10.
Peter Meyer, Zürich 8, Mühlebachstraße 59.
Oberstl. i. Gst. S. Nager, Zürich 10, Hönggerstr. 127.
Prof. Dr. Max Nußberger, Riga (Lettland), Mez-aparta Ez-ermalas iela 36.
Dr. S. W. Dick, London S. W. 3, 30 Beaufort Gardens.
Prof. Dr Robert Redslob, Straßburg i. E., Thomasstaden 2.
Frl. Dr. Emma Reinhart, Baden, Poststraße 1.
Dr. S. Ritmeyer, Küsnacht/Zch., obere Hessibachstr 20.
Major i. Gst. Dr. C. J. Roesler, Bern, Spitaladerstr. 17.
Prof. Dr. H. A. Schmid, Basel, Hiszobenweg 86.
Dr. H. W. Spiegel, Madison (Bisconsin), Langdon Street 601.
Dr H., Spoerry-Zeller, Wald, Kt. Zürich.
Priv.-Doz. Dr. Emil Staiger, Zürich 8, Zolliterstr. 217.
Ernst Steinemann, Schasshausen, Kömerstieg 32.
Dr. Alfred Stücklberger, Schiers (Grbd.), Seminar.
Frl. Anne-Marie Thormann, Bern, Höpelgasse 15.
A.-D. Tolédano, Paris 2e, 12 rue Colbert.
Dr. phil. Samuel Voellmy, Basel, Herbergsgasse 2.
Prof. Dr. Otto Weiß, Zürich 7, Samariterstr. 26.
Prof. Dr. Otto Weiß, Zürich 7, Samariterstr. 26.
Prof. Dr. Walter Will, Muri bei Bern, Waldried.
Dr. Gottsried Zeugin, Teusen, Appenzell
Hytm. i. Cst. Dr. C. Züblin, Zürich 2, Rieterstr. 116.

